Das schlimme Jahr.

Das schlimme Jahr.

Roman aus der Schweizergeschichte

von

L. Haidheim.

Erster Band.

Berlin 1880.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Es war im ersten Frühling des Jahres 1798. Frankreich hatte unter dem Consulat den Frieden von Campoformio geschlossen, der Rastatter Congreß hatte das heilige römische Reich deutscher Nation zu Grabe getragen, in Holland, am Rhein, in Italien war der Sieg der Revolution anerkannt und das Genie Bonaparte's brach wie ein Lichtstrahl durch das Chaos, welches in Frankreich herrschte.

Schon empfand man in allen Nachbarstaaten seinen Einfluß, seine Energie, und neben dem Staunen bemächtigte sich der Länder ein trostloses Gefühl eigener Ohnmacht und geheimen Bangens.

In keinem Lande sprach sich das Alles zu jener Zeit lebhafter aus, als in der kleinen, bisher so wenig beachteten Schweiz, die, unter dem Schutz der alten schweizerischen Verfassung stehend, von

den verschiedenen Cantonalregierungen geleitet wurde, — ein System, von dem die Mehrheit des Volkes anerkannte, daß es sich überlebt habe und, wenngleich heilig und vortrefflich in seinen Grundzügen, doch einer zeitgemäßen Aufbesserung bedürfe.

Wohl waren hier und dort Stimmen laut geworden in diesem Sinne, aber dieselben forderten so Widersprechendes, daß man sie allenfalls in kleinen Kreisen discutirte, sonst aber unberücksichtigt verhallen ließ, da man sich nicht geneigt fühlte ohne zwingende Noth energisch einzuschreiten.

Mit dem Hereinbruch der französischen Revolution war aber die Theilnahme am öffentlichen Leben, an der großen und kleinen Politik bei den Schweizern mehr allgemein geworden. Der Opfertod der Schweizergarde, die bis auf den letzten Mann für das Königliche Haus von Frankreich, für den bedrohten Ludwig XVI. und seine Familie kämpfte und fiel, traf nicht nur den gemeinen Schweizer, dessen Sohn, Bruder oder sonstiger Anverwandter einer jener Tapferen gewesen, sondern auch die besseren Stände, die es für eine Art Ehrensache hielten, ihre Söhne einige Jugendjahre als Offiziere in einem dieser Eliteregimenter verleben zu lassen.

Eine allgemeine Trauer bemächtigte sich damals

des ganzen Landes. Man feierte die gefallenen Helden in Wort und Lied und verfolgte von da an mit ungetheilter Spannung die entsetzenvollen Vorgänge in dem benachbarten Frankreich.

Die Schreckenszeit war vorüber, das Consulat bemühte sich die Ordnung wieder herzustellen und das vom Bürgerkriege zerfleischte Frankreich errang dennoch nach Außen hin einen Erfolg nach dem anderen; die Republik wurde als die einzig mögliche Regierungsform der Staaten verkündigt und nicht zufrieden sich selbst diese errungen zu haben, schien das junge Frankreich kein höheres Ziel zu kennen, als auch den anderen, besonders den Nachbarländern die Republik, die Herrschaft der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu bringen.

Es war sehr bald ersichtlich geworden für die tiefer blickenden Politiker, daß Bonaparte's Absicht dahin ging, Frankreich mit einem Wall von kleineren Republiken zu umgeben; er hatte die batavische Republik geschaffen, Belgien und die linke Rheinseite der französischen Republik einverleibt, in Norditalien die cisalpinische Republik begründet; jetzt handelte es sich für den ersten Consul darum, die Schweiz in verschiedene kleinere Republiken zu verwandeln. Indem man durch geschickte Emissaire den Schweizern begreiflich zu machen suchte, daß ihre sogenannte

republikanische Verfassung nichts weiter sei, als ein Regiment der Aristokratie, regte man nach und nach das Volk bis zum Fanatismus auf und fand sehr bald auf diese Weise die erwünschte Gelegenheit bei Veranlassung von Zusammenrottungen des Pöbels in Basel und Bern französisches Militär in die Schweiz hinein zu werfen.

Noch mehr gelang dies unter dem Vorwande die Waadtländer, die sich von Bern unter der Leitung des leidenschaftlichen, phantastischen und unpraktischen Laharpe loszumachen suchten, in ihren Unabhängigkeitsbestrebungen zu unterstützen.

Der damalige Canton Bern umfaßte bei Weitem das größte Landgebiet der Schweiz und war in allem Betracht der wichtigste und widerstandfähigste Theil derselben, wie er auch der reichste war.

Die bernische Cantonalregierung erkannte sehr wohl die Größe der Gefahr. Sie rief die Eidgenossenschaft zu Hülfe und unter die Waffen, aber, theils gelähmt durch den Streit der Parteien, der sich bis zum Schultheißenstuhl hinauf fühlbar machte, theils mangelhaft oder gar nicht unterstützt von den Eidgenossen, ohne einheitliche Führung, ohne eine zeit- und zweckgemäße Heeresorganisation, zerrüttet von den revolutionären Ideen, vermochte man nicht einen erfolgreichen Widerstand zu leisten. Statt

das Heer rechtzeitig auf dem bedrohten Punkt zusammenzuziehen und dort die französischen Truppen mit der altbewährten Schweizerkraft zu schlagen, zersplitterte man es, hetzte es hin und her durch widersprechende Befehle und versuchte thörichterweise noch zu unterhandeln. So verlor man denn überhaupt die Macht noch etwas Erfolgreiches zu thun.

Und während man nach Außen dem Feinde Stand halten wollte und sollte, hatten die einzelnen Cantonalregierungen, an der Spitze immer Bern, es unmöglich gefunden, sich gegenüber dem revolutionären Geschrei des Volkes nach demokratischer Verfassung zu behaupten. Man machte Concessionen, man nahm eine Volksvertretung in demokratischem Sinne in den Rath auf und fand sogar in Bern im Moment der äußersten Gefahr des Landes es wichtiger den bewährten edlen Schultheiß Steiger, der sich mit aller ihm noch gebliebenen Macht zu dieser Zeit gegen derartige Neuerungen stemmte und vergebens zur Einigkeit ermahnte, mit der bisherigen Regierungspartei zu stürzen, als zu bedenken, was Noth sei und zu fester Abwehr der Franzosen zusammen zu stehen. Dieselben fanden eine völlig planlose, wenn auch verzweifelte Gegenwehr. Nach einigen blutigen Gefechten war ihnen der Weg nach Bern offen.

Zweites Kapitel.

„Wie öde und still es in den Straßen heute ist!“ sagte eine alte, würdige Dame, die von ihrem Fenster hinausschauend, sich in das weite, einfach aber kostbar ausgestattete Gemach zurückwendete zu ihrem Gatten, der, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, mit trüber Miene auf und abging.

Sie war eine große, fast zu robuste Gestalt für eine Frau, aber der würdevolle Anstand, der sie auszeichnete, milderte den Eindruck. Das feine, vom säuberlich gefalteten und gesteiften Häubchen umrahmte Gesicht, hatte längst die Schönheit der Jugend eingebüßt, aber es trug offene, Gutmüthigkeit verrathende Züge und manchmal ein herzgewinnendes Lächeln. So recht hausmütterlich ehrbar und einfach war die alte Dame gekleidet, ein großes, weißes Mulltuch, eine helle, geblümte Seidenschürze über dem dunklen feinen Wollkleide,

waren ihr einziger Schmuck und kleideten die Matrone vortrefflich.

Der alte Herr mochte in dem Beginn der Sechsziger sein, eine lange, hagere Gestalt mit festem Gliederbau und einem feingebildeten, Klugheit und Willenskraft verrathenden Gesicht. Sein Haar war noch voll und bedurfte des Puders nicht, da es silberweiß und leicht gelockt sich um die hohe, bedeutende Stirn legte. Im Nacken zusammengebunden, bildete es einen stattlichen Zopf, der ein deutlicher und entschiedener Protest des alten Herrn war gegen die fatale, leichtfertige Mode der Neuerer, die ihr Haar wachsen ließen wie Mähnen, und sich darin gefielen, so verwildert und wüst wie möglich auszusehen.

Der alte Herr antwortete nicht und die Frau Altlandammann von Ruti sah wieder auf die Straße. Ihr Haus war eins der vornehmsten und stattlichsten an dem freien Platze, dessen Mitte einer jener originellen, monumentalen Brunnen zierte, an denen Bern reich ist. Vor ihr lag eine breite, sonst stets sehr belebte Straße, zwei andere zweigten nach rechts und links ab und der weit vorspringende Ausbau gewährte durch seine Fenster den Blick auch auf diese. Lange Reihen hoher, schöner Häuser, deren untere Stockwerke fortlaufende Arkaden —

Lauben genannt — bildeten, faßten die Hauptstraße und auch zum Theil die Nebenstraßen ein, aber das rege Leben, das sonst hier auf und abfluthete, war verstummt. Die Kaufleute, die fast Haus an Haus unter den Bogengängen ihre reichen Waaren aufgestapelt feil hielten, die Bauern, die vom Lande hereinkommend, dem Städter die Lebensmittel in reicher und schöner Auswahl hier anboten, sie hatten, der Erstere seine Vorräthe sorgsam in die gutverschlossenen Gewölbe geflüchtet, der Andere sie vorsichtig daheim gelassen, denn wer konnte nach den letzten Vorgängen wissen, ob die zügellosen Rotten, welche das Land durchzogen, oder die Truppen der Republik, die man als Freunde herbeigerufen hatte und die als Feinde gekommen waren, das Eigenthum und gar das Leben heilig halten würden?

Leer und öde lag die Stadt da, kaum schlich hier und dort ein eiliger Fußgänger unter den Arkaden hin, die meisten Fensterläden der unteren Stockwerke waren geschlossen; so trübselig hatte die Frau Altlandammann ihr schönes Bern noch niemals gesehen.

Ruhelos ging der Mann auf und nieder; schwere Seufzer stieß er aus, sie sah ihm bekümmert nach.

„Es ist bald zehn Uhr, Vater, Du mußt Dich bereit machen zur Rathssitzung!“ mahnte sie leise.

„Ja, ja, Du hast recht, Ursula, ich darf nicht auf mich warten lassen!“ fuhr er empor aus den tiefen Gedanken und ging in ein anstoßendes Kabinet.

Bald darauf erschien er indeß wieder; er hatte den Hausrock abgeworfen und stand nun da im Rathsherrngewand der gnädigen Herren von Bern.

Frau Ursula von Ruti hatte gar oft mit hohem Stolz ihren Mann in seiner Amtstracht gesehen, er war alle Zeit das Bild eines vornehmen, sich seines Standes und seiner Würde wohlbewußten Herrn, aber ihr hatte stets geschienen, als sehe er im Ehrenkleide seiner Vaterstadt schön und herrlich aus wie ein Fürst, und wahrlich — „Meine gnädigen Herren von Bern“ fühlten sich kaum geringer.

Heute, als er so vor sie trat, ihr lieber Eheherr, heute fand sie das mehr wie je zuvor und ein tiefer Schmerz, der vorher schon in den Mienen und Augen der alten Dame gelegen, brach sich plötzlich, trotz aller ihrer Bemühungen sich zu beherrschen, in Thränen Bahn, als ihre Blicke denen ihres Gatten begegneten.

Der Altlandammann von Ruti trat zu ihr heran.

„Mach' mich nicht weich, Ursel, mein gutes, treues Weib!“ sagte er mit zitternder Stimme und

wechselnder Farbe. „Es ist ein schwerer, schwerer Tag — mir ist, denk' ich, schlimmer zu Muth, als ging ich zum Tode. Ach, der eigene Tod wär' nichts, gar nichts, gegen den Tod der Freiheit unseres Vaterlandes!"

Er schlug die Hände im heftigsten Schmerz zusammen und wandte sich ab. Sie sah, wie er rang um Festigkeit und äußere Ruhe, und dem eigenen Leid gebietend, gewann sie es über sich, ihm ein Trostwort zu sagen:

„Fasse Muth, Vater, frei ist die Schweiz von Alters her, frei sind ihre Bürger und was die Väter thaten bei Murten, Grandson, Morgarten — sollten es unsere Söhne, unserc Männer nicht auch können?" rief sie aufstehend und ihm die Hand auf die Schulter legend.

Ein lautes Wagenrasseln nahte sich, Pferdegetrappel und Peitschenknallen ertönte, — dann hielt der Wagen plötzlich vor der Thür des Hauses.

„Es ist der Schultheiß, Vater," fuhr Frau Ursula an's Fenster.

Der Altlandamman erhob sich, richtete sich straff auf und fand seine gewohnte, feste Haltung doch so schnell nicht wieder; war doch Weichheit ein so ungewohnter Gast bei ihm, daß er jetzt nicht recht damit fertig zu werden wußte.

Drunten hielt der vergoldete Staatswagen des Schultheißen von Bern mit sechs herrlichen Schimmeln bespannt, goldbetreßte Diener, Kutscher und Vorreiter begleiteten ihn und aus dem Hause des Altlandammann war dessen ältester Sohn getreten und empfing, wenn auch ebenso überrascht wie seine Eltern, so doch in allen Formen „convenabler Höflichkeit und gebührender Devotion“ den hohen Gast.

„Ich möchte einen Augenblick zum Vater, Moritz,“ sagte der Schultheiß von Steiger, ein Greis im Anfang der Siebenziger, als die Hausthür hinter ihnen sich geschlossen, und raschen energischen Schrittes erstieg er, unter Moritz von Rutis Führung, die Treppe.

„Laß uns allein, Ursula,“ gebot der Altlandammann und die alte Dame wollte eben mit einem Blick über ihr höchst sauberes Morgenkleid sich hinausflüchten, als der Altschultheiß schon ihr entgegentrat und sie bei der Hand festhielt. Moritz von Ruti dachte ebenfalls sich bescheidentlich zurückziehen zu sollen, wie es einem jungen Mann dazumal, gegenüber so hoch gestellten Herrn, geziemte; dieser bedeutete ihn aber mit einzutreten und zu bleiben und Moritz von Ruti war zu sehr ein wohlerzogener Mann, um nicht ohne Zaudern zu folgen.

„Sie wollen doch nicht davonlaufen, theure Freundin, wenn es gilt einem alten Freunde zu seinem schwersten Gang die Hand drücken?“ sagte der Schultheiß dann mit einem leisen, sehr mißlungenen Versuch in alter Weise zu scherzen.

Der alte Herr trug über dem Staatskleide die schwere güldene Kette und die höchsten ihm verliehenen Orden, an der Hand den dicken Siegelring mit dem Siegel von Bern, und man konnte nicht leicht eine edlere, würdigere Greisengestalt sehen, als die seinige. — Mit der einen Hand hatte er die der Frau Ursula ergriffen, die andere reichte er dem Altlandamman.

„Grüß Gott, Ruti, ich konnt' nicht vorüber fahren, ohne ein gutes Wort von Euch, Ihr Lieben, Treuen, ich bin zu Muthe als ging's zum Tode, zum schmachvollen Tode!“ sagte er.

„Just dasselbe sagt soeben mein Altlandammann, Herr Schultheiß. O, Freund Steiger, wie kann es Gott geschehen lassen, daß sie Euch und ihn und alle die anderen Herrn so absetzen dürfen,“ weinte jetzt Frau Ursula laut auf.

Der Altlandammann hatte nunmehr die heimlichen Thränen hinabgeschluckt und stand starr und steif wie ein Erzbild da; ein bitterer, herber Zug lag um seinen Mund und die blauen, großen Augen funkelten.

„Wir fallen, Steiger,“ rief er, „aber wir fallen mit Ehren. Auf unserem Schilde nur sollen sie uns heimtragen aus dem Kampf. Ich hab' mir überlegt, was wir gestern besprochen, nur so geht es. Führe aus, was Du geplant, an mir soll's nicht liegen, wenn hier nicht Alles in Deinem Sinne treu besorgt wird. Ich bleibe, ich stehe fest und nur die Gewalt oder der Tod werden mich bezwingen. Auch der Freunde sind wir sicher, ich sprach mit Wattenwyl, Tscharner, Wurstemberger. Sie billigen den Plan, sie meinen aber Alle mit mir, Du sollest nicht allein gehen.“

„Laßt mich dennoch. Ich allein komme durch, viel eher und ungefährdeter, als mit Begleitung. Den Steiger kennt jedes Kind im Berner Land und jeder Hausvater giebt ihm Obdach und Quartier, zudem leben mir ja allerorten fast Freunde und Verwandte.“

„Und Ihr ganz allein wollt die Reise zum Heer machen, lieber Herr Schultheiß?“ fragte besorgt Frau Ursula.

„Ja, liebe Freundin, das ist mein wohlüberlegter Wille. Man wird sagen, ‚der Steiger ist irgendwo hin untergeschlupft, seine Absetzung ist dem alten Herrn an's Mark gegangen, es wird vorbei sein mit ihm.‘ Aber ich fühl', es ist nicht

vorbei; — Gott wird dem alten Steiger vergönnen, sein Land noch einmal wieder frei und einig zu sehen, — gesäubert von Feinden und Aufrührern in seinen Grenzen und die alten Rechte und Ordnungen wieder eingesetzt."

„Ich hab' den Friedrich noch diese Nacht fortgeschickt zum Aloys Reding," berichtete der Altlandammann, „er soll zurück durch Unterwalden kommen, über den Brünnig und durch das Haslithal, die Stimmung auszukundschaften und nach dem Wildschlößli, daß er dem ‚Fräule' melde, Du kommest vielleicht."

„Sie wird den alten Steiger schon herbergen," lächelte der alte Herr, „wenn sie auch im Herzen uns schilt, ob unserer Blindheit und gar dem La Harpe zujauchzt. Ist er doch auch ein Waadtländer, wie ihr Held Davel."

„Sie ist eine Närrin, aber bei alledem eine Ruti," sagte trocken der Altlandamman.

In den Mienen seines ältesten Sohnes mochte sich ein unwillkürlicher Protest ausdrücken, als eben des Schultheiß von Steiger's Blicke auf ihn fielen.

Er trat mit väterlicher Freundlichkeit zu dem finster und scheu blickenden jungen Manne, dem trotz seiner sechsundzwanzig Jahre keine Spur von frohherziger Jugend anhaftete. Die Hünengestalt

desselben überragte beinahe um Hauptesläng die beiden älteren Herren, aber seine Haltung hatte etwas Geducktes, er trug den Kopf nicht stolz und hoch wie der Vater, sondern ein wenig zwischen die Schultern gezogen und auf seinem ganzen Wesen lag es wie Befangenheit und Unfreiheit, womit ein Zug von Trotz und Eigenwillen in direktem Widerspruch stand. Das Gesicht des Sohnes glich dem der Mutter, was die fast schwarzen Augen mit den dunklen Brauen und den langen seidenen Wimpern, die leichtgebogene Nase und den fein geschnittenen Mund betraf, nur wurde es eben durch den Ausdruck der Mienen ein ganz anderes.

Die Seele des jungen Mannes schien schwerfällig wie seine Bewegungen und doch leuchteten zuweilen diese Augen auf und ein schönes Lächeln flog verklärend über das finstere Gesicht, das von lebhafteren Erregungen zeugte.

„Und wessen haben wir uns von Dir zu versehen, mein Sohn? Der Vater war nicht allezeit zufrieden mit Dir, aber ich weiß, er ist ein strenger, rasch zufahrender Herr und ich denke wohl, er hat aus seinem Erstgebornen etwas Ueberfürtreffliches machen wollen und mitunter reichlich oft gehofmeistert. Du bist ein Ruti, Moritz, ich hab' auf Dich gerechnet."

„O, sicherlich, Herr Schultheiß, Ihr könnt das mit Recht, für den Moritz steh' ich ein," rief Frau Ursula und trat schnell an des ungelenken, starren Sohnes Seite, während der Altlandammann sich sichtlich peinlich berührt abwandte.

„Der Herr Vater hat es gut gemeint, ich kann ihm nimmer genug danken, Herr Schultheiß," brachte, nach einigem Kampfe mit seiner Befangenheit Moritz Ruti über die Lippen.

„Wohl, mein Sohn, wohlgesprochen und wahr. Und nun, Moritz von Ruti, wenn der Vater — Gott verhüt's! — abgerufen werden sollte aus der Zeitlichkeit und Du bist sein Erbe, wirst Du zu uns stehen, oder zu — den Andern?"

„Herr Schultheiß!" fuhr der junge Mann auf, und wie eine tiefe Verletzung klang es aus seinen Worten. Seine breite Brust hob und senkte sich, er hatte sich straff aufgerichtet und trat einen Schritt zurück.

Die Augen des alten Herrn, mächtige, zwingende braune Augen, begegneten seinem auflodernden Blick und forderten ihn auf zu reden, ohne daß ein Wort über seine Lippen ging.

„Mein gnädigster Herr Schultheiß, ich hab' dem Herrn Vater zuweilen zu widersprechen gewagt, es ist wahr," rief Moritz Ruti und vergaß seine

Blödigkeit, „aber ich that es, wie sich gebührt, in allem Respekt. Nun Ihr mich fragt, gnädiger Herr, vergebt, wenn es wie Fürwitz klingt, aber was ich den Vater bat, das wollet auch Ihr erwägen. — Das Volk hat unter seinen thörichten Forderungen auch gerechte Wünsche, es giebt eine Völkerfreiheit, gnädiger Herr, die im Maßhalten beruht, aber die unendlich Vieles gewährt, worauf die Menschheit ein Recht hat! Ihr, Herr Schultheiß, wie der Vater, wisset das Alles besser als ich, — wollet doch in letzter Stunde noch einmal bedenken, ob Ihr nicht Zugeständnisse machen und Euer Regiment dadurch aufrecht halten könnt! O, Herr Schultheiß, ein Schweizer wie Ihr, ein Berner wie Ihr, darf seinem Volke nicht verloren gehen. Wendet Ihr dem Lande den Rücken, so liefert Ihr es seinen Feinden und diesen thörichten Phantasten unter seinen eigenen Kindern aus. Mit Eurer Abdankung beugt die Eidgenossenschaft ihren Nacken unter Frankreich's Joch. Bleibet, Herr Schultheiß, gebet die Vorrechte der Patrizier auf für das Wohl des Volks, lasset es Theil haben an der Regierung, leget Eure Macht als schönstes Opfer auf den Altar des Vaterlandes, nur erhaltet Eure Treue, Eure Einsicht, Eure Liebe unserem unglücklichen Volke!"

Mit einem gewissen Erstaunen hatte der Altlandammann sich umgewandt und seinem Sohne in das erregte Gesicht gesehen; er kannte ihn so noch garnicht, hatte nie zuvor seinen Aeltesten so frei und zusammenhängend reden hören. Auch der Schultheiß Steiger war sichtlich überrascht, aber er hörte mit Wohlgefallen der Rede des jungen Mannes zu und als dieser geendet, da sprach er in so achtungsvollem Ernst, wie er ihn nur jemals gegen einen Ehrenmann gezeigt:

„Ich habe Alles bedacht, mein Sohn, und Gott ist mein Zeuge, ob ich nicht ehrlich mir Rechenschaft gegeben über mein Wollen und über die Thaten meines Lebens. Fest hab' ich die Rechte unseres Standes vertreten, treu hab ich nach den Gesetzen des Vaterlandes regiert und nimmer kann ich einwilligen in die wahnsinnigen Thorheiten, welche die erhitzte Phantasie dieser Freiheitschwärmer von mir fordert. Jetzt ist es an mir, mit meinem Tode die Grundsätze meines Lebens zu besiegeln; aus der Versammlung hinweg gehe ich zum General Erlach, um mit ihm an der Spitze unserer Truppen zu fallen, denn siegen, mein Sohn, werden wir nicht. — Unsere Armee ist ein halb aufgelöster Haufen, uneins die Führer, unwillig der provisorischen Regierung, die man eingesetzt hat, zu gehorchen. Die

Eidgenossen sind lau zur Hülfe, sie möchten Bern, das Jahrhunderte lang stolz an ihrer Spitze stand als vornehmster Canton, schon gönnen, daß es gedemüthigt werde und denken sich zu salviren durch Gefügigkeit gegen Frankreich. O, Freunde, daß ich's erleben muß, wie die alte Treue, die alte Ordnung, der alte Geist unseres Volkes gebrochen werden, gebrochen von den Kindern dieser selben Berge, welche einst die stolzen Thaten der Väter sahen.

„Doch genug! Kommt mit mir, Beide, Vater und Sohn. Der alte Steiger hat sich von all seinen Ehren und Würden, von all dem Glanz seines Amtes das Beste gerettet, seine eigene Ehre, seinen besten Freund und für die junge Generation einen Ruti, welcher dereinst zeugen wird bei den Kindern und Enkeln vom alten Steiger."

„Herr Schultheiß, o, Herr Schultheiß, Dank Euch, Ihr ehrt mich höher, als ich verdiene," brach es fast wie ein Schluchzen aus der Brust des jüngeren Ruti. Er hatte sich herabgebeugt auf die Hand des alten Herrn und küßte dieselbe und seine Mutter stand freudeweinend neben dem Schultheiß und rief ganz aufgeregt: „Das segne Euch Gott, Herr Schultheiß, Ihr habt dem Moritz sein Recht gegeben."

In dem strengen und scharfgezeichneten Gesicht des Vaters, der stets mit dem Sohne unzufrieden gewesen, weil er, wie der alte Schultheiß richtig sagte, das Höchste und Beste zu früh von dem Erstgebornen verlangte, kämpften wunderlich das Erstaunen und der heimliche Vaterstolz. Der Schultheiß von Bern, der hochgeehrte, weitberühmte Steiger sprach so zu seinem Sohne! Vielleicht zum ersten Mal seit vielen Jahren brach ein Strahl der Vaterliebe aus den hellen, klugen Augen des Altlandammann, und als der Sohn sich dann emporrichtete und seine dunklen Blicke mit so außergewöhnlich sanftem, freudigem Schimmer denen des Vaters begegneten, da reichten die Beiden sich stumm die Hand, — ein Ereigniß von solcher beglückenden Wichtigkeit für die Mutter, — daß sie dankend die Hände faltete und, trotz der Betrübniß um die schlimme Lage des Vaterlandes, ganz strahlend vor Freude den Männern nach sah.

„Der edle Herr! Er ist wahrlich wohl nur gekommen, um dem Moritz beim Vater die Ehre zu geben! Sein letztes Werk hier noch eine Güte für meinen braven Jungen!" dachte sie und schaute durch das Fenster hinab, voll Dankbarkeit dem alten Schultheiß einen warmen Segenswunsch nachsendend.

Drunten hatte sich nun doch, trotz der vor-

herigen Verlassenheit der Straßen, ein ziemlicher Volkshaufe um den Wagen versammelt, wie das stets geschah, wenn der Schultheiß von Bern in großer Gala beim Rathhause auffuhr. Die Straßen hatten sich belebt; es waren die Bürger, welche der Rathhaussitzung zu strebten, Jeder empfand die hohe Wichtigkeit, den schweren Ernst dieses Tages in einer, oder der anderen Weise, und als der hochverehrte Greis erschien, da empfingen ihn herzliche Zurufe von allen Seiten, wogegen keine andere Stimme sich zu erheben wagte. Dagegen flüsterte man in der Gegenpartei sich lebhaft zu: „Seht er hat die beiden Herrn von Ruti mit sich, das sind auch solche von der alten Mode, die wollen Nichts vom Volk wissen, sondern meinen, sie, als die gnädigen Herren von Bern, wie die anderen Aristokraten, wären geboren für das Regiment!"

Erst als der prachtvolle Staatswagen mit seinen Vorreitern davon rollte, wurden einzelne Rufe: „vive la Republique helvétique" laut, aber sie kamen nicht aus den Reihen der ehrsamen Bürger und diese drehten den verkommenen und frech dreinschauenden Strolchen, die als Verkünder einer neuen Aera sich breit machen wollten, verächtlich den Rücken.

Drinnen im Rathhaussaale herrschte feierliche, tiefe Stille. Man verlas die Proklamation des

General Brune, des Anführers der französischen Truppen, worin dieser als erstes Zeichen der Unterwerfung Bern's die Abdankung Steiger's, die Entlassung des alten Rathes und die Einsetzung einer neuen provisorischen Regierung, auf Grundlage demokratischer Prinzipien, forderte; sodann solle man das den Schweizern vom französischen Direktorium vorgelegte, von Laharpe und mehr noch vom Oberzunftmeister Ochs entworfene Programm einer neuen Verfassung berathen und mit der Erklärung der Zustimmung eine Deputation der vornehmsten Mitglieder des Rathes nach Paris entsenden. Unter Frankreichs Protektorat sollte dann diese neue Verfassung eingeführt werden. An Stelle der alten Eidgenossenschaft wollte man eine Reihe kleiner, für sich abgeschlossener Republiken, so die Lemanische, die Helvetische, die Rhodanische Republik und den Tellgau gründen und für dies Alles rechnete die Mutter Republik Frankreich auf den Dank und die freiwillige Unterwerfung des Schweizervolkes unter ihre wohlmeinenden Beschlüsse.

Todtenstill und blaß sahen sich selbst die der neuen Richtung anhängenden Schweizer an, nicht ein Laut wurde hörbar, als die Verlesung der Akte beendet war; es schien als sei eine Erstarrung des Schreckens auf sie Alle gefallen.

Nicht minder bleich und ernst standen die Mitglieder des alten Rathes, die den stolzen Titel „Meine gnädigen Herrn von Bern" so stolz und würdevoll getragen hatten. Sie Alle, die Einen wie die Anderen, wußten, dies war der Todesstoß für die alte eidgenössische Verfassung; das Heer war geschlagen, entmuthigt, schlecht organisirt und zum Theil in rascher Auflösung begriffen; die Truppen der Republik Frankreich standen fast vor den Thoren Berns. Es gab nur zwei Wege: der Kampf bis auf den letzten Mann gegen die Uebermacht, und Steiger und seine Partei hatten in glühender Begeisterung dazu aufgerufen, indem sie an die Thaten der Väter mahnten, — oder die Unterwerfung unter die Uebermacht Frankreichs und mit dessen Hülfe die Proklamirung der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die Abschaffung alter Mißbräuche und Uebelstände und die Einführung einer neuen Ordnung der Dinge.

Aber es blieb kaum noch eine Wahl, man mußte, um nur einen Schein von Selbstständigkeit noch zu retten, sich den Forderungen Frankreichs fügen.

So schritt man zur Abstimmung und der Gewalt der Umstände nachgebend, nahm man Brune's Ultimatum an.

Damit war der bisherige Schultheiß Steiger seines Amts entsetzt, ebenso der alte Rath und wie mit Zauberschlage stand plötzlich vor der Seele jedes Anwesenden, was hier Schweres, Schreckliches geschah. Sechs Jahrhunderte hatte diese alte Regierung über das Land geherrscht, — sie hatte Fehler, Irrthümer begangen, aber hochsinnig und erfüllt von dem edelsten Stolz hatte sie das Banner der Schweizerfreiheit unbefleckt emporgehalten, nach Innen die Gesetze, nach Außen das Ansehen des Landes wahrend. — Nun war sie vernichtet und als der alte, greise Schultheiß nach Verkündigung des Beschlusses von dem vergoldeten, kunstvoll geschnitzten Schultheißenstuhl sich erhob, der gleich einem Throne unter purpurnem Baldachin die Versammlung überragte, da erhoben sich schweigend, ehrerbietig wie vor einem Patriarchenfürsten, die sämmtlichen Männer, um den letzten, den Abschiedsworten ihres bisherigen Oberhauptes zu lauschen.

Bedeckten Hauptes, wie es das Recht des Schultheißen von Bern war, stand der alte Steiger und schaute schweigend mit Adlerblick über die Versammlung hin. Er kannte die Getreuen, sie waren unterlegen in dem heutigen Beschluß; er kannte jedes einzelne Mitglied dieser Neuerer, die heute sich selbst und die Freiheit ihres Landes aufgegeben

hatten. Wohl war manch braves, edles Herz auch unter ihnen, das, für das Wohl des Volkes schlagend, sich von den hochtönenden Phrasen des freiheitschwindelnden Nachbarvolkes bethören ließ, — aber diese Behörden verließen jetzt ihr Vaterland in seiner höchsten Noth. —

Vielleicht hatte er wirklich reden wollen, als er so dastand. Aber plötzlich überkam ihn die bittere, stolze Verachtung dieser Schwächlinge so sehr, es klang so hell und freudig der Ruf durch seine eigene Seele: „Lieber sterben, als ein Jota von der Selbstständigkeit des Vaterlandes vergeben," daß er jeden Gedanken an ein Abschiedswort für diese Männer weit von sich wies.

Schweigend stieg er herab von seinem Ehrenplatze, schweigende Verachtung war das einzige, was er in dieser Stunde hatte, und stolz und feierlich schritt er durch die Reihen.

Brennende Scham mochte wohl manches Mannes Herz in diesem Augenblick durchzucken, ein Gedanke aber brach sich Bahn bei Allen: „Er war ein Ehrenmann, unser Schultheiß Steiger, unser Vater!" und Thränen füllten nicht nur die Augen seiner Bewunderer, sondern auch seiner Gegner.

Noch einen letzten Blick warf von der Schwelle des großen Portals der alte Herr zurück auf die

Stätte, von der aus er so manches Jahr regiert; seine Lippen bewegten sich, einen leisen Segenswunsch murmelnd, dann war er verschwunden und zum letzten Male führte ihn seine glänzende Staatskutsche in seine einen Reichthum von Kunstschätzen und vornehme Stille bergende Wohnung.

Als er eine Stunde später dieselbe und die Vaterstadt verließ, war es in einem unscheinbaren Miethswagen, in der Uniform der Schweizer Soldaten. Er ging, wie er gesagt, sich mit seinem Freunde, dem General Erlach zu vereinen.

Drittes Kapitel.

Der Schnee lag noch fast auf jedem Berges-haupt, auch der niedrigen Höhenzüge, welche die alte Straße von Basel nach Bern einfassen.

In den Schluchten und Thälern waren stellen-weise noch große Mengen davon zu sehen, sonst aber war das Land ringsum, es waren Strom und Bäche frei geworden von des Winters Gewalt und ein warmer Sonnenschein lockte schon überall die Maßliebchen, den Hahnenfuß, die Schlehenblüthe und sogar hier und dort an besonders geschützten sonnigen Stellen schon eine Primel, ein erstes Veilchen hervor. Blauer Himmel und goldner Sonnenschein lachten auf die Erde herab.

Ein Detachement französischer Soldaten mar-schirte auf der breiten, gut erhaltenen Straße von Basel nach Bern, kriegerisch aussehende Gestalten mit ausdrucksvollen, wettergebräunten Gesichtern. Ein großer Theil der Truppe bestand aus alten

gedienten Soldaten, die in mancher Schlacht dem Tode in's Auge gesehen ohne zu zucken; die junge Mannschaft dagegen war sichtlich erst eben eingetreten, es fehlte ihr noch alles Das, was den Krieger jener Zeit ausmachte, und nur in einem Zuge wetteiferte sie mit den älteren Kameraden, das war der Geist frohherziger, unwiderstehlicher Siegesgewißheit, der aus allen Augen leuchtete.

Im festen Schritt rückte die Truppe vor, eine Abtheilung Kavallerie sollte sich mit derselben im nächsten Dorfe vereinigen und kurz vor diesem kamen mehrere Reiter, zum Theil in glänzender Uniform, wie sie die Offiziere höherer Grade trugen, auf einem Seitenwege dahergesprengt; die Truppe machte Halt, salutirte den General Brune, denn dieser war der Führer jener Reiter, und brachte ihm ein lebhaftes „vive notre général!“ aus.

Eine kurze Besprechung mit den Offizieren der Truppe erfolgte, dann wurde das Zeichen zum Weitermarsch gegeben, der General hielt mit seinem Stabe, ließ unter gelegentlichem kurzem Zuruf, oder einem ermunternden Wort die Abtheilung defiliren und folgte dann, lebhaft mit dem Herrn an seiner Seite, einem stattlichen, intelligent aussehenden Manne von etwa fünfundvierzig Jahren in feiner modischer Tracht plaudernd den Soldaten nach.

Bei einer Biegung der Landstraße, fast unmittelbar vor dem Dorfe, wo man die Kavallerie erwartend, Rast halten sollte, sah der General seine marschirenden Soldaten plötzlich vor einem im Wege befindlichen Hinderniß zur Seite schwanken, es entstand eine kleine Unordnung und zu gleicher Zeit rief einer der kommandirenden Offiziere einen lauten Befehl, der einige der Soldaten veranlaßte, sich hastig zwischen die Hecken zu stürzen, die hier allenthalben das Terrain durchschnitten.

Jetzt wurde nun auch schon ersichtlich, was das Alles bedeutete. Eine große schwerbepackte Reisekalesche stand mitten auf der Landstraße, die Deichsel nach Bern zugewendet, also wahrscheinlich von Basel kommend. Der Fuhrmann aber, welcher zu dem Wagen gehörte, hatte die Pferde abgesträngt und ritt im rascheſten Trabe davon, unbekümmert um die Insassen des Wagens, und nur in Angst, daß man ihm seine Pferde nehme. Die verfolgenden Soldaten, welche sich in einem Gewirr von Gärten und Hecken fanden, ohne die Wege darin zu kennen, hatten schnell jede Aussicht den Flüchtling einzuholen verloren. Man schickte ihm ein paar Schüsse nach, aber er schwenkte höhnend und übermüthig seine Mütze, und war gleich darauf in einem kleinen Gehölz verschwunden.

Inzwischen hatte jeder der vorüberziehenden Soldaten in das Innere des Wagens geblickt, und fast jeder mit der dem Franzosen eigenen Höflichkeit salutirt, aber selbstverständlich Niemand sich verweilt, um etwa die Reisenden auszufragen, oder ihnen Hülfe anzubieten. Jetzt ritt General Brune heran und was ihm schon von Weitem aufgefallen war, ein schöner, blonder Mädchenkopf, der sich sofort zurückzog, als er die nahenden Reiter gesehen, das bewog ihn, neben dem Wagen zu halten und Fragen zu stellen.

Es war eine große, sechssitzige Kalesche, einer jener Reisewagen wie sie von vornehmen Familien benutzt wurden. Ihre complicirte Einrichtung bot den Reisenden alle möglichen Bequemlichkeiten; es ließ sich eine große Menge Gepäcks darauf befördern und ihre Schwere verlangte in der Regel vier Pferde. Um so auffallender schien es, daß hier nur zwei solche verwendet worden waren und daß kein Diener die Reisenden begleitete, die jetzt so verlassen und hülflos schienen.

Dem General Brüne, der ein herzensguter, aber keineswegs weichmüthiger Mann war, kam es im ersten Augenblicke vor, als sehe er in ein Nest voll junger, erschrockener Schwarzdrosseln, so rief er wenigstens dem ihm zur Seite reitenden Herrn

zu und eben erschien dieser neben ihm, während die anderen Reiter sich neugierig um den Wagen gruppirten.

In der That, es war ein hübsches und ergreifendes Bild, welches das Innere des Wagens bot: Eine Mutter, todtenbleich, sei es von Krankheit, Schrecken oder Aufregung, und um sie herum vier Kinder, hübsche, feine Gesichter mit sprechenden Augen, alle ganz verschieden aussehend und doch unverkennbar die gleichen Familienzüge tragend, aber allesammt in tiefe Trauer gekleidet, die selbst nicht eine weiße Halskrause gestattete. Aus dem schwarzen Krepp sahen die blühenden Kindergesichtchen wie aus einem Rahmen heraus und vor Allen schön erschien die älteste Tochter, deren hellblondes Haar und blendend weißer Teint sie vor den anderen Geschwistern auszeichneten. Das Mädchen hatte blaue Augen und über denselben breite schwarze Augenbrauen, die dem jungen Kinde einen Ausdruck von Energie gaben.

Während die Mutter so erschrocken war, daß sie, obwohl die Anrede des Generals verstehend, — denn in jener Zeit sprach man in den vornehmen Häusern Deutschlands ja fast nur französisch, — doch vergeblich die Lippen bewegte, ohne einen Laut hervor zu bringen, lag in den Augen der Tochter

eine fröhliche, arglose Zuversicht und das Wort nehmend, als sie die Mutter dazu außer Stande sah, gab sie dem General auf seine Frage Antwort.

Sie waren Reisende, kamen aus Deutschland und wollten nach Bern; sie hatten von dem so schnell ausgebrochenen Kriege nichts gewußt und hatten zudem vom Berner Rathe gute Geleitsbriefe; jetzt waren sie tagelang in Basel zurückgehalten worden und nur mit vielen Bitten und Bemühungen war es ihnen gelungen ihre Weiterreise zu ermöglichen. Ihr Fuhrmann war zum Voraus bis zur nächsten Station bezahlt, er hatte einen ungeheuren Preis für seine zwei Pferde genommen, und sie nun plötzlich im Stich gelassen; sie waren in größter Verlegenheit, hofften aber im Dorfe neue Pferde zu bekommen.

„Und zu wem wollen Sie in Bern, Mademoiselle?“ inquirirte der General. „Wissen Sie, daß man in Bern Krieg führt, daß das Volk uns gerufen hat, es von seinen Tyrannen zu befreien und daß wir eilen werden, die Strafbaren zu erreichen?“ setzte er hinzu.

Sie verstand ihn nur halb.

„Werden wir nicht hinein können in die Stadt, mein Herr General?“ fragte sie erschrocken.

„Sie würden jedenfalls besser thun es nicht zu versuchen, Mademoiselle!“

„Aber wir kommen so weit her, von Norddeutschland! Wir — unser Vater ist todt, und wir haben keinen Menschen auf der Welt, der zu uns gehört, als den Onkel der Mutter in Bern und ihre anderen Verwandten. Die Mutter ist eine Schweizerin, Monsieur, und — und —“

Sie konnte nicht aussprechen was sie dachte, daß sie zu arm seien, um zurück zu reisen, so brach sie ab und bat mit bangem Tone und erhobenen Händen:

„O, helfen Sie uns Herr General, Sie werden es können, und der Großonkel wird es Ihnen danken, er ist ein angesehener Mann in Bern und heißt Ruti, Alt-Landamman von Ruti!“

Sie sprach den Namen mit einem gewissen Stolz aus, es war der eines der ältesten schweizerischen Adelshäuser und die Mutter hatte von den Ihrigen so oft gerühmt, daß sie so reich seien, so brav alle zusammen und verschwägert mit den besten Familien des Landes, das junge Kind dachte offenbar, mit dem vornehmen Namen des Onkels Eindruck auf den General zu machen.

„Ruti?“ wiederholte unterdeß der General, als suche er in seiner Erinnerung.

Dann wandte er sich zur Seite und fragte jenen vorhin erwähnten Begleiter:

„Sagen Sie mir, Bürger Oberzunftmeister, war es nicht dieser Mann, von dem sie mir berichteten, daß er der vertrauteste Freund und Gesinnungsgenosse des Schultheißen von Steiger sei?“

„In der That, mein General, der ehemalige Altlandammann ist einer der heftigsten Gegner Frankreichs und der Neubegründung der Republik,“ antwortete der Oberzunftmeister Ochs von Basel lebhaft, und sah dabei mit neugierig forschenden Blicken auf diese hülflose kleine Familie.

„Sie hören, Madame,“ wandte sich der General mit verfinsterten Mienen jetzt an die ruhiger gewordene, aber immer noch sehr blaß aussehende Mutter, „Ihre Verwandten sind unsere erbitterten Feinde — —“

„Pardon, Bürger General ein Wort —“, unter brach ihn der Oberzunftmeister, und ihn am Arm etwas abseits führend, redete er lebhaft auf denselben ein.

Dieser nickte zustimmend und beifällig, dann wandte er sich zu dem Wagen zurück.

„Meine Dame, der Herr hier, ein echter wohlmeinender Freund seines Landes und Frankreichs, überredet mich, Großmuth, auch am Feinde, zu üben. Ihr Verwandter ist unser Feind; ich werde

Sie und Ihre Kinder dennoch zu ihm geleiten lassen, damit er sehe, daß wir von mehr Wohlwollen gegen diese Herren von der Regierung von Bern erfüllt sind, als sie für uns zeigen. — Der Altlandammann von Ruti ist einer dieser Starrköpfe, die sich jeder besseren Einsicht, jeder Neuerung zu Gunsten des von ihnen unterdrückten Schweizervolkes, hartnäckig verschließen. Die Republik Frankreich will nur das Glück der Völker, indem sie dieselben von ihren Tyrannen befreit, mögen diese Kronen tragen, oder unter der heuchlerischen Maske des edlen Bürgers, stolz auf ihr Patriziat, die ihrer unrechtmäßigen Herrschaft müden Völker zu Sklaven gemacht haben. —

„Die Regierung von Bern ist eine Gewaltherrschaft der Aristokraten, Frankreich wird das nicht länger dulden; aber es will nicht strafen, wo es durch Milde Freunde der gerechten Sache gewinnen kann. Sie, Madame, werden wohlthun, dies Alles Ihrem Verwandten vorzustellen, ich werde Ihnen Pferde und eine militärische Escorte geben, denn Bern ist von unseren Truppen umringt und man würde Sie nicht hinein lassen. Vor Allem, meine Damen, bedürfen Sie jedoch im Dorfe einer kurzen Ruhe und der Herr Oberzunftmeister wird die Ehre haben, Ihnen dort die Honneurs an meiner Statt

zu machen. Achten Sie wohl auf die weisen Rathschläge des Bürgers Ochs und bieten Sie all Ihren Einfluß auf, Ihre Verwandten den Wünschen Frankreichs geneigt zu machen, denn dasselbe ist fest entschlossen, mit eiserner Faust Alles niederzuwerfen, was sich gegen die geheiligten Rechte der Menschheit auflehnt."

Frau von Bühren hatte den eindringlichen Worten des fremden Generals anfangs erstaunt, dann immer betroffener gelauscht. Was sollten ihr diese Reden? Wie konnte sie sich anmaßen wollen ihrem Onkel, dem Bruder ihrer Mutter, der ihr, der mittellosen Wittwe mit väterlicher Liebe ein Asyl bot, Rathschläge zu ertheilen, seine politische Meinung, seine Handlungen zu beeinflussen. Gleichwohl lag etwas in den Reden des Generals, dessen Namen und Bedeutung ihr noch völlig fremd waren, was sie stutzig machte.

Sie stammelte beklommen einige Dankesworte und der General wandte sich nach kurzem, aber freundlichem Gruß ab, indem er einem der jungen Offiziere in seiner Begleitung, den er Monsieur de Castal nannte, Befehl gab, im Dorfe Pferde für den Wagen aufzutreiben und mit einigen Reitern denselben nach Bern zu geleiten. Monsieur de Castal war ein sehr hübscher, junger Mann von

feinem, elegantem Wuchs, und das freudige Lächeln womit er, dessen Augen aus der Ferne immer auf dem blonden, schönen Mädchenkopfe ruhten, der zuweilen im Wagen sichtbar wurde, den Befehl seines Generals empfing, entlockte diesem selbst ein heiteres Lächeln. De Castal war sein Günstling; der freudige Lebensmuth des jungen, abenteuersüchtigen Elsassers, der indeß von provencalischer Abkunft war, gefiel ihm ganz besonders und die glänzende Tapferkeit, sowie die gelehrte Bildung desselben, hatten ihm die Gunst des Generals verschafft. Im nächsten Augenblick war die ganze Reiterschaar im Dorfe verschwunden und jetzt kam Leben in das kleine Volk im Wagen.

Die Kinder baten aussteigen zu dürfen, bis die Pferde kämen und pflückten mit lautem Jubel Blumen am Rande des Baches, erste Frühlingsblüthen und Zweiglein mit aufbrechenden Blätterknospen. Auch das junge Mädchen war ausgestiegen, nachdem es der Mutter ein möglichst bequemes Lager zum Ausstrecken bereitet. Jetzt ging es neben dem Wagen auf und ab und sah nur zuweilen hinein, dann und wann ein Wörtchen mit der sehr leidend aussehenden Mutter plaudernd. Sie waren einig darüber, daß es ein besonderes Glück sei, welches sie mit diesem General Brune zusammentreffen ließ, der so bär=

beißig aussah und es doch so gut mit Oheim Ruti meinte. Aber was konnte er nur reden von dem Onkel, der so edel und gut war? Der sollte die Rechte der Menschheit mißachtet haben — ein Tyrann sein?

„Und er nannte ihn einen Freund der Aristokraten," sagte Frau von Bühren, „als wenn er nicht von selbst, ein Ruti! ein solcher sein müßte!"

„O, weißt Du, Mama, dies sind jene Schrecklichen, welche ihren König, ihre Königin mordeten, welche das heilige Blut ihres Königs so wenig schonten, wie das edelste Blut des Landes. Ach, jetzt begreife ich, es war eine Truppe dieser Mörder, welche wir hier trafen und sie wollen nach Bern und dort die Aristokraten guillotiniren, wie sie in Frankreich thaten!" rief erregt, mit funkelnden Augen das junge Mädchen, welches nach ihrer Großmutter — einer Reding aus dem Canton Schwyz — „Freude" genannt war.

„Gott helfe uns und dem armen bedrohten Onkel," seufzte erschreckt die Mutter.

„Nun, Mutterli, sie waren gut mit uns und wir wollen dem Onkel sagen, daß er ein wenig nachgeben soll," tröstete Freude und dachte an die bewundernden Blicke de Castal's. So ganz furchtbar und mörderisch sah doch keiner dieser Herren

aus, die sich nicht Herr, sondern „Bürger“ nannten, wie es in Frankreich jetzt Mode war.

Mademoiselle Freude von Bühren rümpfte das Näschen; sie war erzogen in den Anschauungen des deutschen Adels jener Zeit, dazu an einem dieser kleinen Fürstenhöfe, welche um so stolzer und glänzender zu erscheinen suchten, je machtloser sie waren, und das Leben in Freude's Elternhause war dem entsprechend auf einem größeren Fuße geführt worden, als es die Mittel des Oberforstmeisters von Bühren erlaubten.

Das ganze kleine Land liebte trotzdem den schönen stattlichen und leutseligen Herrn, man wußte er war tief verschuldet, fand es aber ganz in der Ordnung, daß er wie ein Cavalier lebte, und borgte ihm bereitwillig, in der Ueberzeugung, daß er irgendwie dereinst bezahlen werde. Dies Einst kam jedoch nicht, denn eines Tages fand man den am Morgen noch so lebensfrischen und frohherzigen Mann todt im Walde liegen, — sein Gewehr entladen neben ihm, — aber die Sachverständigen beschworen, nimmer sei der edle Herr ein Selbstmörder gewesen, sondern das Opfer eines Mörders, denn die Kugel, die man in seiner Brust fand, paßte nicht zu seinem Gewehr und auch andere Anzeichen sprachen gegen die Annahme des Selbstmordes.

Mit einem Schlage war die Wittwe des Oberforstmeisters völlig mittellos. Die reiche Mitgift, welche sie ihrem Gatten zugebracht, war vergeudet, die Schulden überstiegen den Werth ihres Hauses und ihrer Einrichtung, und indem sie alles hingab was sie noch hatte, sah sie sich mit ihren Kindern der Armuth überliefert.

Da schrieb ihr der Bruder ihrer Mutter, dessen ältester Sohn, Moritz, die Verwandten in Deutschland vor einem Jahre besucht hatte und sehr liebevoll aufgenommen worden war, sie möge zurückkehren in die Heimat, in den Kreis der Ihrigen, wo man sie und ihre Kinder mit offenen Armen empfangen werde.

Mit heißen Thränen des Schmerzes und der Freude zugleich bereitete sich die Wittwe dem freundlichen Rufe zu folgen; ihre Kräfte hielten vor so lange sie handeln mußte, sobald aber die Reise wirklich angetreten war, brach sie zusammen und nun war es die achtzehnjährige Tochter, welche an ihre Stelle trat, für Alles sorgte, für Alle dachte.

Ein Blick der zärtlichsten Mutterliebe folgte dem jungen Mädchen, als es jetzt vom Wagen wegtrat und die Blumenspenden der Geschwister empfing. — Wie glich Freude ihrem Vater in jedem Zuge und wie war sie doch so ganz anders als er, so

sorglich, so besonnen und so energisch. Ja, sie hatte alles Schöne und Gute von dem Vater geerbt, nur nicht seine Schwächen! — „Gott segne sie!“ dachte Frau von Bühren und schloß die Augen zum Schlaf.

Es währte noch eine gute Weile bis die Pferde kamen und mit ihnen Monsieur de Castal; er nahm es sehr genau mit seinem Ritterdienste, denn er verließ die ihm anvertraute kleine Familie nicht mehr und war bald so gut Freund mit derselben, daß Frau von Bühren nichts dagegen hatte, wenn Freude es vorzog den kurzen Weg zum Dorfe in des jungen Offiziers Begleitung zu Fuß zu machen.

Monsieur de Castal sprach deutsch so fließend wie seine Muttersprache und als die kleine Gesellschaft endlich im Dorfe ankam und das düstere Wirthshaus betrat, das keineswegs einladend aussah, da schien es beinah, als brächte das sonnige Lächeln des schönen, blondhaarigen Mädchens Licht und Frohsinn in dasselbe hinein.

Der Oberzunftmeister Ochs erwartete sie hier, zur großen Ueberraschung der Mutter und Tochter, mit einem Mahle, so gut, wie man es in dem kleinen Dorfe nur verlangen konnte. Seine Gewandtheit und Liebenswürdigkeit verbannte schnell jedes Gefühl der Fremdheit und des Zwanges; er wußte Jeden nach seiner Art zu nehmen und ohne

allen Anschein von Absichtlichkeit sich die Sympathien seiner Schützlinge wie im Sturm zu erobern.

Seit langer Zeit zum ersten Male fühlte sich Frau von Bühren wieder erheitert und interessirt. Das Antlitz Freude's war die Illustration ihres Namens und de Castal schien völlig von ihr bezaubert; die jüngeren Kinder plauderten untereinander mit gedämpfter, aber unbefangener Fröhlichkeit, und der Oberzunftmeister Ochs erzählte mit großer Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit von seiner Heimatstadt Basel und seinem Elternhause, wo ein reges geistiges und geselliges Leben geherrscht hatte. Er selbst führte das jetzt fort, berichtete er, und in der That erschien es begreiflich, daß sich in dem Hause dieses so umfassend gebildeten, hochsinnigen Mannes die größten Geister seiner Zeit Rendezvous gaben. — Er war mit vielen bedeutenden Männern persönlich bekannt, hatte ihre Ideen geprüft, ihre Schriften gelesen; er hatte jahrelang die schönsten Reisen gemacht, in Paris, in London, in den nordischen Reichen und Italien alles Sehenswürdige gesehn, und nannte sich den Freund vieler edlen, rühmlichst bekannten Männer. Sein feuriger Geist, seine lebhafte Phantasie machten ihn fast zu einem Dichter und ein unverkennbarer Zug zum Idealen gab seinen Worten so sehr das Gepräge einer edlen Natur,

daß beide Damen meinten, noch niemals einer so fesselnden Persönlichkeit begegnet zu sein, um so mehr, als es der Oberzunftmeister verstand seine stark entwickelte Eitelkeit wohl zu verstecken.

Ihm schmeichelte der sichtliche tiefe Eindruck, den er auf die Frauen machte, besonders deshalb, weil er sich heute sagen durfte er verdankte denselben allein und vollständig seinen persönlichen Eigenschaften; seine hochangesehene Stellung, sein Einfluß in der Heimat und in Frankreich hatten nichts damit zu schaffen.

Der feine, gebildete Geist der Frau von Bühren verstand den seinigen zu würdigen, er fühlte es und war ihr dankbar dafür; Freude, das schöne jugendfrische Mädchen zeigte ihm unbewußt die aufrichtige Bewunderung, mit welcher er sie erfüllte, und vergaß sogar ihren jungen, feurigen Verehrer, denn dazu machte sich Monsieur de Castal schon, über dem Interesse, welches ihr der ältere Mann einzuflößen wußte; was hätte dem nach Anerkennung und Bewunderung dürstenden Manne wohl schmeichelnder sein können? —

Nach der Mahlzeit führte er selbst Frau von Bühren in's Freie, der Wagen wurde jetzt wieder bespannt und mit den frischen Pferden konnte man zur Abendzeit in Bern anlangen.

Während de Castal mit Freude plauderte, die in ihrem schwarzen, schweren Trauerkleide schöner aussah, meinte der junge Mann, wie er je zuvor ein Mädchen gesehen, sagte Ochs zu Frau von Bühren in der verbindlichsten Weise, daß er diese kurzen Stunden zu den unvergeßlichen seines Lebens zählen würde.

„Es ist mir eine Wohlthat gewesen, Ihnen gnädige Frau, mich und mein Inneres, meine Ansichten und mein Streben zu zeigen, wie sie sind. Sie werden in dem Hause Ihrer Verwandten, fürchte ich, viel Böses und Nachtheiliges über mich hören, man wird mich einen Verräther nennen, einen Umstürzler, was weiß ich; — aber was man Ihnen auch sagen mag, Sie, gnädige Frau werden wissen, daß es Irrthum ist und Sie werden den Ihrigen sagen, daß es Wahnsinn von denselben sein würde zu beharren bei dieser Vorliebe für alte, abgenutzte Institutionen."

Und nun machte er mit feuriger Beredtsamkeit der gespannt zuhörenden bleichen Frau an seinem Arme klar, daß nur in einer Republik nach französischem Muster das Heil der Schweiz beruhe. Er schilderte lebhaft die unzähligen Mißbräuche, welche im Laufe der Jahrhunderte entstanden und angewachsen seien, bis sie jede gesunde Fortentwickelung des Volkes

hemmten und nach seinen Darstellungen erschien es geradezu frevelhaft sich der von ihm so eifrig erstrebten staatlichen Reform zu widersetzen. Das Bild jener helvetischen Republik, die er aus der alten Eidgenossenschaft machen wollte, war so farbenglühend, so lebendig dargestellt, daß am wenigsten diese Frau, welche allen diesen Verhältnissen fern stand, einsah, wie er ein Utopien zeichnete.

So empfahl er sich, begleitet von dem lebhaften Dank seiner Schützlinge und noch im Fortgehen sagte er, er hoffe durch die Vermittlung von Frau von Bühren auf einen guten Empfang in Bern rechnen zu dürfen, wohin er in den nächsten Tagen kommen werde. — Daß er speciell den Empfang bei dem Altlandammann von Ruti und dessen Freunden meinte, das wußte sie wohl, und gab sich der beruhigenden Gewißheit hin, ihren Verwandten wenigsteus von dem edlen Charakter und der reinen Gesinnung des Oberzunftmeisters Ochs, der doch wohl eine gewichtige Persönlichkeit sein mußte, überzeugen zu können.

Viertes Kapitel.

Es war schon fast Abend, als der mit vier Pferden bespannte Reisewagen der Familie von Bühren durch das Thor der Stadt Bern fuhr und sich trotz der eskortirenden Soldaten kaum Platz machen konnte in dem dichten Menschengewühl, welches die Hauptstraße erfüllte.

Lautes Beifallsgeschrei, gehässige Bemerkungen, die aus der Menge ertönten, begleiteten den nur schrittweise vorrückenden Wagen. Die Menge war sichtlich in großer Aufregung; hier fraternisirte eine Anzahl schlecht gekleideter Leute mit den Soldaten unter rohen Späßen und wüstem Geschrei, dort hatten sich Weiber zusammengestellt und schienen zornglühend sich lebhafte Erzählungen zu machen und dann wieder sah man einzelne bleiche, finster blickende Gestalten das laute Toben und Schreien jener Gruppen mißbilligend ansehen und sich möglichst

unbemerkt durch das Gedränge schieben. — Neben dem Schlage ritt der Kapitän de Castal und blickte neugierig und forschend in die Menge hinein, die zum größeren Theil den französischen Uniformen entgegenjauchzte.

„Sie sehen, Mademoiselle, wie das gute Volk seine Befreier jubelnd empfängt," hatte er mit einem stolzen Lächeln eben zu Freude gesagt, welche an der offenen Wagenseite sitzend, ab und zu mit ihm plauderte.

„Es ist gewiß, wie Sie sagen, Monsieur de Castal," antwortete das junge Mädchen traurig, „ich werde das später vielleicht besser einsehen; die Scene, deren Zeuge wir erst eben waren, scheint mir indessen wenig zu diesem Jubel zu stimmen, ich kann nicht anders, Monsieur, ich muß weinen!"

„Ah — Ihre schönen Augen sollten weinen um diese Kleinigkeiten? C'est la guerre, Mademoiselle, man sollte den Befreiern des Landes freiwillig geben, was sie bedürfen!"

Großer Gott! Der Weg von jenem Dörfchen an, wo sie so behagliche Mittagsruhe gehalten, war für Frau von Bühren und Freude eine Kette von Angst, Schrecken, Mitleid und Kummer geworden.

Ueberall auf den Dörfern und Weilern sah man französische Uniformen, das ganze Land schien

voll davon, und allenthalben boten sich Scenen der rohesten Willkür, der Gewaltthätigkeit und Raubsucht dar. Je näher der Stadt Bern, um so rascher mehrten sich diese Scenen und nicht über eine Viertelmeile vor der Stadt hatten sie sehen müssen, wie ein kleines, schmuckes Landhaus von einer Abtheilung Soldaten geplündert und dann in Brand gesteckt wurde. Im Obstgarten, unter den vielleicht selbst gepflanzten Bäumen, stand ein alter Mann, augenscheinlich der Besitzer des Gehöftes, und starrte bleich und finster in die Flammen, welche seine Habe verzehrten, neben ihm auf den Knieen lag seine ebenso alte und ehrwürdig aussehende Frau und im Hof schien, die Hände auf den Rücken gebunden, ein junger Mann, den Spruch einer Art Kriegsgericht zu erwarten, das man über ihn so eben abhielt.

„O helfen Sie, Monsieur de Castal, helfen Sie den armen Leuten!“ flehte Freude ihren Begleiter an.

„Befehlen Sie über mein Leben, Mademoiselle, es gehört Ihnen, nur fordern Sie nichts Unmögliches! Sehen Sie nicht jene Offiziere? Ich darf mich nicht einmischen, sie sind in ihrem Rechte —,“ hatte de Castal gleichmüthig geantwortet und Freude hatte von dem Augenblick die Ueberzeugung ge-

wonnen, daß der schöne, elegante Offizier ein hartes, fühlloses Herz habe. — — — — — — —

Auf schaumbedecktem Rosse, blaß wie ein von schwerer Krankheit befallener Mann, lenkte unterdeß Moritz Ruti durch Nebenstraßen zu der Behausung seines Vaters und warf dem seiner im Hinterhofe harrenden Diener achtlos die Zügel zu.

„Na, der bringt auch nichts Gutes!“ murmelte der Reitknecht ihm nachsehend, denn es war gar ungewöhnlich, daß Moritz für sein Pferd nicht eine Liebkosung hatte.

„Du bringst nichts Gutes!“ rief erschreckt bei seinem Anblick auch seine Mutter und der Altlandammann stützte die sich zusammenballende Rechte schwer auf den Schreibtisch, an welchem er so eben gearbeitet. Seine Lippen schlossen sich fest aufeinander; wie ein Mensch, der im nächsten Augenblick einen großen Schmerz leiden soll, raffte er sich zusammen.

„Nein, nichts Gutes — das Schlimmste was uns kommen kann!“ berichtete der Sohn.

„Rede —!“ klang es knapp von des Altlandammanns Munde.

„Das Gerücht ist wahr — das Gefecht am Grauholz verloren wir wie alle andern; die Soldaten haben mit Löwenmuth gekämpft und tapfer Stand gehalten, aber die Artillerie der Franzosen

vernichtete sie, zerschmetterte ihre Reihen. Die widersprechenden Befehle der Führer, die zum Theil der neuen, zum andern Theil noch den Befehlen der alten Regierung gehorsamten, vollendeten das Unglück." —

„Und Erlach, Steiger?" rief in wilder Ungeduld der Vater, da er das Zögern des Sohnes bemerkte.

„Erlach ist todt! Steiger von seinen Offizieren gewaltsam geflüchtet."

„Erlach todt! Den Heldentod gestorben! Wohl ihm!" sagte tief erschüttert der Altlandammann, die Frau weinte laut.

„Nicht den Tod, den er verdiente, Vater, er ist gemordet von seinen eigenen Soldaten!" berichtete mit tonloser Stimme der Sohn. „Die Unglücklichen, wahnsinnig vor Wuth, daß all ihr Muth, ihre Tapferkeit nichts genützt, glaubten sich verrathen. Französische Arglist flüsterte ihnen den schrecklichen Verdacht zu, um sie vollends zu lähmen; so lief das Wort von Reihe zu Reihe und die Flüchtlinge trugen es auf die Dörfer, wo fatanisirte Pöbelhorden, Weiber, Bauern, umherzogen.

„Erlach war, von Allen verlassen, den Franzosen, die ihn schon umringt hatten, entkommen; im Oberlande dachte er nach der Abrede mit Steiger, die

Truppen zu sammeln und neu zu organisiren, dahin zog er und auf dem Schmerzenswege gerieth er in die Hände jener Wahnsinnigen, welche den edlen Greis in blinder Wuth erschlugen." — —

„Unmöglich, sage es sei nicht wahr!" keuchte der Altlandammann. Moritz schüttelte still den Kopf, es war ja nur zu traurige Gewißheit.

„Erlach! Ein Erlach! Sproß der edelsten Familie des Landes, edelster der Männer, würdig Deiner so ruhmreichen Ahnherrn!" rief der alte Herr und verlor zum ersten Male so sehr die Fassung, daß er sich der Thränen vor Frau und Sohn nicht schämte. Des Unglücks war fast schon zu viel und noch immer häufte es sich.

Während das Gerücht von den letzten schrecklichen Ereignissen in Bern noch unbekannt war, wußte man im Volke sehr wohl, daß der Einzug der siegreichen Franzosen nahe bevorstand und die fieberhafteste Aufregung bemächtigte sich der geängstigten Bürger. Dagegen jubelten die Franzosenfreunde um so lauter und die allgemeine Verwirrung wurde nicht gebessert durch die Kopflosigkeit der provisorischen Regierung. — — — — — — —

Ein Soldat ritt vor das Haus des Altlandammann von Ruti, als die Drei noch unter dem

vollen Gewicht der jedes Schweizerherz erschütternden Ereignisse sich befanden.

Er brachte eine Meldung des Generals Brune, die Verwandte des Bürgers Ruti werde zum Abend unter dem Schutze einer militärischen Bedeckung anlangen.

„Bürger Ruti!" Dem stolzen Patrizier war es wie ein Peitschenschlag, daß man ihm jetzt solche Kränkung seiner Würde oft und öfter zumuthete.

„Jetzt! Heute! Und unter dem Schutz der Franzosen!" grollte der alte Herr und die Frau Altlandammann überdachte mit Schrecken, daß sie gerade heute keineswegs gerüstet sei, die schon so lang erwarteten Gäste zu empfangen.

Ganz anders wirkte die Nachricht auf Moritz von Ruti. Seine Blässe machte einer tiefen, jähen Röthe Platz, seine Augen erhellten sich und in seine Gestalt kam Haltung und Spannkraft.

„Wenn der Herr Vater mir übertragen will, die Gäste geziemend willkommen zu heißen, so könnte ich sagen, es seien unaufschiebliche Geschäfte —" schlug er vor und setzte, eh' der Altammann sich besinnen konnte, hinzu: „Ich sollte meinen, die gnädigen Herren vom alten Rath werden sehnlich verlangen, mit dem Herrn Vater sich zu bereden."

„Du hast Recht! Ich will sie heute nicht sehen,

ich könnt' meine Schwestertochter nicht Willkommen heißen, wie ich ihr versprochen hab'! Empfange Du sie, Ursula, mit dem Moritz und thut ihnen alle Liebe!" entschied der Altlandammann.

Endlich gegen die Zeit des Dunkelwerdens langten sie an. Moritz von Ruti sah vom Erker aus wie ein eleganter, französischer Reiteroffizier sich vor dem Hause von den Insassen des Wagens verabschiedete, wie die Eskorte aus einer feinen, behandschuhten Hand das goldblinkende Douceur empfing, und wie diese davon sprengte.

Dann war er mit raschen Sätzen unten und vor dem Hause und mit einem leuchtenden Blick die Langerwartete, heimlich Geliebte, begrüßend, empfing er die schwindelnde blasse Tante mit einer, an dem unwirrschen, finstern Vetter Moritz ganz überraschenden Liebenswürdigkeit. Freude hatte wenig Arg gehabt aus dem Vetter Ruti, da er vor einem Jahr sie besuchte, sein schweigsames, düsteres Wesen war ihr unverständlich, kaum je hatte sie wieder ernstlich an ihn gedacht und auch jetzt, wo sie in seiner Aeltern Hause eine Heimat finden sollten, ahnten weder sie noch Frau von Bühren, daß es Moritz war, welcher durch seine Mutter des Vaters verwandtschaftliche Gefühle bis zu einem Anerbieten von so großer Tragweite zu erwärmen gewußt.

Sie folgten ihm in das große Haus. Die Diener luden das Gepäck vom Wagen, Mägde rüsteten, hin- und herlaufend, ein Abendbrod und aus all dem Gewirr tönte mit herzlichem Klange die Stimme der Frau Altlandammannin.

„Grüß Euch Gott, Ihr Alle, Ihr Lieben! Seid herzlich willkommen und Euer Eingang ein gesegneter!" sagte sie und schloß die weinende, fremde Verwandte in ihre Arme, wie eine heimkehrende, liebe Schwester. „Wie Du bleich und schwach aussiehst, liebe Nichte Bühren! Gelt, Du armes Weible hast schwere Prüfung zu erdulden, doch wisse, für das geschorene Lamm weht ein milder Wind, Gott wird Alles zum Besten lenken! — Und das ist Freude?" fuhr sie fort, des jungen Mädchens Hand ergreifend. „Sei willkommen, lieb' Kind, mein Moritz hat von Dir und Euch Allen jeden Tag geredet und wußte nicht Dank genug zu sagen für alle Güte und Liebe, die Ihr ihm erwiesen. So! Und das sind die Knaben! Frank heißt Du, mein wackerer Bursch? Du wirst bald ein braver Mann werden und der Mutter Stab und Stütze und der Ulli und die Susanne — sie machen der Mutter gewiß viel Freude und niemals Herzeleid! — Nun hab' ich Euch Alle beisammen und Ihr müßt fürlieb nehmen. Die Gaststuben sind schon bereit für Euch und Ihr

werdet Ruhe ersehnen, aber mit dem Abendbrod, da bin ich recht in Noth; wir haben kaum an des Leibes Nahrung und Nothdurft gedacht vor allem Kummer! Du hast's wohl schon gehört, liebe Nichte Bühren, das Unglück unseres Landes! Oder hat Dir die Fremde das Schweizerherz erkalten lassen für das Vaterland? — Aber sagt nur," schweifte die lebhafte Frau plötzlich ab, „wie seid Ihr denn zu des General Brune Freundschaft gekommen?"

„Liebe Mutter, sie sind so müde, frag' heute nicht, versorge die lieben Gäste; später, morgen werden sie uns Alles erzählen!" mischte Moritz sich ein. Er hatte am Thürpfosten gelehnt und mit übereinander geschlagenen Armen nur immer auf das vom Lampenlicht bestrahlte Köpfchen Freude's gesehen.

Wie labte sich sein Herz an dem holden Anblick!

Und als er so um Schonung bat, da flog ihm ein froher, dankbarer Blick aus ihren Augen entgegen.

Vergessen war für jetzt alles Unglück des Landes, selbst der schreckliche Tod des Freundes seines Vaters!

Moritz Ruti wußte nicht, was Glück war; seine Jugend war keine frohe gewesen. Jetzt kam

es über ihn wie etwas Unbegreifliches, Niegeahntes, wie ein süßer, stiller Rausch.

Die Kinder schliefen beinah schon während des Essens ein. Das Beste, was gethan werden konnte, geschah. Man brachte die Uebermüdeten in die Gaststuben und als Moritz Ruti sich dann fragte, was es denn sei, das ihn so mit heimlichem Jubel erfüllte, da hatte er keine Antwort darauf, denn Freude hatte ihm nicht ein wärmeres Wort, nicht einen wärmeren Blick gegeben; er bedachte es jetzt seufzend und dennoch war ihm, als riefen tausend Frühlingsstimmen in ihm: „Sie ist da, sie ist gekommen!"

Freude von Bühren dachte nichts dergleichen.

Sie half der Mutter und den Geschwistern sich entkleiden und tauschte mit der Ersteren die Eindrücke aus, die sie Beide empfangen hatten und die von Mutter und Sohn so wohlthuend waren, wie sie kaum erwartet. Dann warf sie noch einen letzten Blick durch die ihnen eingeräumten Zimmer.

Hier sah es so traulich, so behaglich aus, bemerkte Freude trotz ihrer Abspannung, unten im Wohnzimmer erschien Alles so düster und von so ernster Vornehmheit, daß es das Herz des jungen Mädchens beklemmt hatte. — Sie hatten jede ein Kämmerlein für sich, sie und die Mutter und die Kinder waren

in einem dritten Zimmer untergebracht. Weiße, duftige Vorhänge umhüllten Freude's Bett, sowie das Fenster ihres Kämmerchens, ein dickes Bärenfell lag vor dem ersteren, alle Stühle waren mit buntgeblümtem Perkal überzogen und der Messingbeschlag der Kommode und des Kleiderschrankes glänzte wie Gold.

Mit unendlichem Wonnegefühl sank das junge Mädchen in die weichen, weißen Kissen und wie es die gute Gewohnheit war faltete sie die Hände, aber ob sie noch gebetet, das wußte sie nachher nimmer, sie war eben sofort eingeschlafen. Wie lange sie gelegen, wußte sie ebenso wenig, denn plötzlich war sie wieder wach, wie es bei großer Uebermüdung oft zu gehen pflegt, und nun wollte durchaus der Schlaf nicht wieder kommen. Gleichwohl war die Erschöpfung des Körpers so groß, daß schon das Stillliegen ein Genuß war. Mit dämmerndem Bewußtsein sah Freude, daß der Mond schien und lange Streiflichter in das Kämmerchen warf. Sie hörte draußen den Nachtwind leise durch die kahlen Baumwipfel fahren, deren höchste Spitzen sie vom Bette aus gewahrte; in der Ferne krähten Hähne, ein Hund bellte, sonst war Alles in lautlose Stille getaucht.

Vetter Moritz mit dem seltnen sonnigen Lächeln,

Monsieur de Castal, der Oheim und die Tante, General Brune und der liebenswürdige Oberzunftmeister, den der Oheim haßte und der ein Vaterlandsverräther sein sollte, sie alle wirrten vor Freude's Geiste durcheinander und eben war sie im Begriff wieder einzuschlafen, als ein lang gezogenes, leises und doch durchdringendes Pfeifen unter ihrem Fenster sie sich emporrichten ließ. Was war das? Sie horchte. Ein Käuzchen schien draußen jetzt zu schreien und gleich darauf fuhr sie im jähen Schrecken heftig zusammen, denn an ihr Fenster flog es prasselnd und klirrend, wie wenn eine Hand voll Kies dagegen geworfen wurde. Athemlos, ohne Regung saß sie aufrecht im Bette. Da hörte sie draußen leise, dringliche Rufe:

„Maurice! Maurice! Maurice!"

Was war das?

Freude huschte leise an's Fenster, ihr Herz klopfte zum Zerspringen; die heutigen Erlebnisse machten es sehr natürlich, daß sie zuerst an die Gefahr eines Verfolgten dachte. Sie hörte rasche Schritte in dem Zimmer über sich. Jetzt klirrte unmittelbar über ihr ein anderes Fenster und sie sah nun unten im Garten, denn da hinaus lag ihr Zimmer, eine schlanke hochgewachsene Männergestalt

eine Sekunde aus dem tiefen Schatten heraus in das helle Mondlicht treten.

„Maurice! Oeffne, ich habe Nachrichten für den Vater!" flüsterte die Gestalt herauf.

„Um Gott, Du bist es, Frédéric?" antwortete oben die Stimme des Vetters, Freude erkannte sie sofort. Die Beiden sprachen französisch miteinander; sie hatte wohl von der Mutter erfahren, daß man in Bern zwar deutsch, aber meist schweizerdeutsch rede und daß es kaum eine Familie gebe, wo man nicht auch das Französische spreche, weil eben die schweizerische Jugend sich einen großen Theil ihrer Bildung aus Frankreich holte, wie die französische Literatur mit großer Vorliebe in der Schweiz cultivirt wurde.

Inzwischen hatte Freude den Vetter Friedrich, denn er mußte das sein, der dort unten stand, nur sehr flüchtig gesehen. Er trug nicht wie der Bruder Herrenkleider, sondern Bauerntracht und das vom Hute unbedeckte Haupthaar schimmerte im Mondlicht wie eitel gesponnene und gelockte Goldfäden. Der Eindruck war indeß so flüchtig, so vorübergehend, daß er kaum ein solcher genannt werden dürfte. Sie hörte jetzt leise Schritte von oben her die Treppe hinunterschleichen, die Thür

nach dem Garten öffnen und ging fröstelnd in ihr Bett zurück.

Aber der Schlaf kam noch lange nicht; es wurde im Hause unruhiger, sie hörte Thüren leise knarren und schließen und dann im Zimmer unter ihr das Murmeln von Stimmen und lebhaftes Gespräch.

Was konnte das nur bedeuten? Warum kam der Vetter Friedrich, der doch bei der Tante im Wildschlößli wirthschaftete, wie sie wußte, so heimlich Nachts und was mochte er für Nachrichten bringen?

Nach und nach wurde es wieder ganz still, aber Freude war eingeschlafen.

Erst das helle Sonnenlicht, das sich durch die Falten des Bettvorhanges geschlichen, weckte sie am andern Morgen, als eben die Uhr im Hausgange Zehn schlug. Die Mutter und die Kinder waren schon alle hinunter, Freude schämte sich beinahe und eilte sich, daß sie hinabkam. Frau von Bühren hatte in ihrer gewohnten freundlichen Fürsorge einen frischen Anzug für Freude bereit gelegt, ein neues, hübsches Kleid von feinem grauem Wollstoff mit schwarzem Sammet reichlich verziert; das war auch Trauertracht und sah doch nicht gar so düster aus, besonders mit dem weißen Tülltuch, wie es Freude immer so gern getragen.

Lächelnd und vergnügt schmückte sich das junge Ding und meinte dabei, es liege wohl ein eigenthümlicher Zauber in der Kleidung, denn schon die etwas hellere Tracht mache auch das Gemüth heller.

Als sie dann hinab ging, rosig und blühend, wie sie gestern bleich war, begegnete ihr auf der Treppe der Vetter Moritz. Aber wie stattlich und vornehm sah er heute aus! Er trug sein Staatskleid, einen mit mattgelbem Seidenstoff gefütterten Rock von leberfarbenem feinem Tuch; kurze Kniehosen von gleichfarbiger Seide und eine Weste von mattgelbem, goldgesticktem Caschmir, die, am Halse weit offen, das reichgefältelte Jabot von feinster, durchsichtiger Leinewand und die Busennadel von Diamant zeigte. Den kleinen goldbordirten Hut unterm Arm, den Degen an der Seite, erschien der Vetter so auffallend vornehm, daß Freude's Gesichtchen wohl unwillkürlich die staunende Bewunderung ausdrücken mochte, die sich in ihr regte . . . Moritz von Ruti sah es und wieder brach aus seinen Augen jener rasche, flüchtige Strahl, der ihn momentan so sehr verschönerte. Sie blickten sich an und Freude fühlte nun ihrerseits, der mürrische, finstere Moritz sei doch sicher ein lieber Mensch, denn wer so lächeln konnte, wem dabei so die Güte und Liebe aus den Augen

schaute, der war auch gut. Sie begrüßten sich und gaben einander die Hände.

„Du hast Dir ein ganz ander Aussehen geschlafen, Du armes Ding warst gestern bleich zum Erschrecken“, sagte er freundlich.

„Wohin willst Du, Vetter Moritz?“ fragte sie und wußte schon er ging zum General Brune um ihm, im Namen des Vaters, wie er gleich gestern erklärt, zu danken für die Güte, die er den Verwandten des Altlandammann von Ruti erwiesen. Es war ihr angenehm, daß ihr Vetter eine so noble Figur machte; da sahen die Herren doch, daß sie Ursach' gehabt hatten höflich zu sein, gegen die Verwandten der Ruti.

„Wer war der schmucke Reiterofficier, Freude, der Euch gestern bis vor unser Haus geleitete? Er ist schon vorbei geritten in der Frühe und eben wieder und seine Augen schaut er sich fast aus nach Dir!“ sagte Moritz ohne die Frage der Cousine direct zu beantworten und eine leise Gereiztheit klang aus seinen Worten, obwohl er zu scherzen suchte.

„Es war vielleicht Monsieur de Castal, Maurice,“ sagte Freude erröthend, halb vor Vergnügen über de Castal's Aufmerksamkeit, halb vor Verlegenheit unter dem festen Blick des Vetters.

„Der Vater hat Befehl gegeben ihn abzuweisen, wenn er kommt, Euch seinen Besuch zu machen, wenn es Dir aber leid thut, Freude —"

„O nein, leid thut mir's gar nicht," unterbrach Mademoiselle Freude mit lebhaftem, mißvergnügtem Ton den wohlwollenden Vetter, wie es ganz junge Mädchen so leicht übelnehmen, wenn man sich erdreistet zu muthmaßen, sie hätten es gern, daß ein schöner junger Cavalier sich um sie bemüht.

„Ich könnt' ihm sonst einen Gruß bestellen?" fragte er wieder und sah sie immer so forschend an.

„Monsieur de Castal war gut und freundlich mit uns; wenn die Mutter ihm noch Dank schuldig zu sein glaubt, kann sie ihm schreiben!" sagte Freude kalt. Es that ihr leid, daß sie de Castal nicht sehen sollte, aber um die Welt hätte sie das nicht zugegeben und dem Vetter Moritz schien ihre Gleichgültigkeit ganz besonders angenehm. Er seufzte wie erleichtert auf, küßte Freude galant die Hand und eilte hinunter. Sie sah ihm nach.

„Er ist wirklich gar nicht solch ein Bär, wie ich dachte," murmelte sie und dann kam die Tante und führte sie in das sonnige Wohnzimmer.

Erst jetzt fiel es Freude ein, daß sie vergessen Maurice über den nächtlichen Besucher zu fragen. Gleich darauf dachte sie, es sei wohl besser zu erwarten,

ob man davon zu sprechen wünschte und das that vorläufig Niemand. Die Tante ging sorglich und freundlich hin und her; sie hielt den großen Hausstand in musterhafter Ordnung und war des Glaubens, daß Alles sofort verkehrt gehen werde, wenn sie selbst sich nur eine Viertelstunde Ruhe gönne. Die Knaben der Frau von Bühren mit ihrer kleinen Schwester Susanne spielten im Garten, die Mutter saß am Fenster und blickte hinaus auf die sehr belebte, breite Straße.

Der Altlandammann trat von der andern Seite mit Freude zugleich ein. Er hatte schwer an seinem Kummer zu tragen, sein ganzes Aussehen zeugte davon und die tiefe Trauer, welche nicht nur sein abgespanntes Gesicht, sondern auch seine Kleidung kundthat, machte einen so unverkennbaren Eindruck auf seine Gäste, daß das Mitgefühl in ihren Mienen ihm doch sofort wohlthat. —

„Wir sind Alle tief betrübt, wir trauern gemeinsam und der Eine weiß deshalb das Leid des Andern nur besser zu würdigen,“ liebe Nichte Bühren, begrüßte er die sich erhebende Frau. Sie wollte ihm danken, daß er sich ihrer so annehme, er litt es indeß nicht. „Du bist meiner Schwester Kind und hast ein Recht auf unsere Hülfe,“ wies er sie zurück und nie hatte der sonst so gestrenge, alte Herr sich so weich ge-

zeigt wie heute, wo auch ihn das Leid ganz überwältigte. „Du kommst zur schlimmsten Stunde, Nichte;“ fuhr er fort, „hier dem ganzen Schrecken des Krieges ausgesetzt, kannst Du nicht bleiben, ich hab' mir das mit meinem Weib diese Zeit her überlegt und schon mit Schwester Armgard alles vereinbart, die gesonnen ist wie ich. Auf dem Wildschlößli lebt sie, im Bödeli; der Friedrich, mein zweiter Sohn wirthschaftet dort für sie, denn sie ist gar wunderlich und gebrechlich und wir dachten, er sollt' ihr eine gute Gesellschaft sein. Nun will's mit den Beiden nimmer gut thun und die Armgard ist seelenfroh, daß Ihr kommt und bei ihr lebt. In's Schlößli sollt Ihr nit, sie ist eine gar „B'sunderbare“, aber sie will Euch den alten Schloßflügel am Thurm geben, da wohnt Ihr für Euch und sie kann Euch allzeit um sich haben.“

Ein leiser Seufzer der Frau von Bühren, welcher dem schweren Gedanken galt, das Gnadenbrot einer fast unbekannten, alten Verwandten essen zu sollen, wurde von ihr sorglich unterdrückt; ihre kummervollen Mienen waren nur zu begreiflich und sie dankte warm und aufrichtig für alle die Fürsorge. Inzwischen hatte der Oheim Freude begrüßt.

„Du bist doppelt willkommen!“ sagte er zu dem jungen Mädchen, dessen Schönheit er mit be=

friedigtem Stolze zu bemerken schien: „Du bist die einzige Freude, die wir derweil im Haus haben! Aber sagt mir nur, wie seid denn Ihr zu dem Schutz des Franzosen gekommen?“ brach er plötzlich ab.

„Wir trafen mit dem General Brune zusammen, Oheim und er gab uns Soldaten zur Escorte und einen Offizier aus seinem Gefolge, der uns erst hier, vor der Hausthür verlassen hat!“ sagte Frau von Bühren und dem erstaunten Ehepaar erzählten nun sie und Freude Alles, was sie erlebt und was der General und besonders der so liebenswürdige Oberzunftmeister Ochs von Basel zu ihnen geredet.

Zuletzt lachte der Altlandammann bitter auf.

„O, die Füchse! Die Schlauköpfe! Das ist der Oberzunftmeister Ochs, der aus dem Allen hervorschaut; der sollte nicht Ochs heißen, ein solcher fährt dumm und wild gerade auf sein Ziel los, er aber geht mit leichten, losen Schritten, lächelnd und tänzelnd und sprühend von Geist und Witz auf die seinigen zu, — er ist wie ein Marder! Aber sieh' nur Frau, sieh Mutter, jetzt hat er's gleich fertig, er hat den Ruti zu großem Dank verpflichtet, der Ruti muß zu ihm gehen und ihm dies aussprechen wie der Moritz das jetzt für mich beim General thut. Wer will's ihm wehren, wenn der Herr Ochs morgen mit großem Aufsehen und vielleicht

gar mit dem General Brune zusammen vor des Ruti Haus gefahren kommt sich zu erkundigen, wie es einem Cavalier geziemt, nach dem Wohlbefinden der Frau von Bühren und dero Fräulein Tochter? Ich möcht' mein Haupt verwetten, der halben Stadt Bern ist's schon morgen mit dem Frühesten kund, daß der Altlandammann Ruti mit dem Franzosen und dem gottverfluchten Baseler gut Freund ist, daß er sogar ein Geleit bekommen hat für die Nichte, die aus der Fremde heimkehrt!" Es klang ein tiefer, bitterer Grimm aus diesen Worten, ein so glühender Haß sprach aus den sonst so herzensguten Augen des alten Herrn, daß Frau von Bühren erschreckt und beängstigt ausrief:

„Ich seh' es, Oheim, Du hast Verdruß von meinem Kommen, oder vielmehr von dem was die Herren uns gethan! Bedenke, ich war in großer Noth, ich wäre nimmer hereingekommen in die Stadt, das hab' ich gar wohl eingesehen, ohne des General's Güte gegen uns; und es ist mir so leid, daß das, was für uns so gut schien, Dir Aergerniß bereitet!"

„Du kannst nicht's dafür, das versteht sich von selber!" beruhigte sich und die Gäste der Altlandammann. „Was weißt Du, armes Ding, in Deinem eignen Wirrsal von der Noth unseres Landes, vom

öffentlichen Wohl! Sie möchten wohl gern den Ruti gewinnen, die Vaterlandsverräther, der Ochs und der Laharpe aus dem Waadtland; dem Brune wär's wohl auch schon recht, wenn er sich festsetzen könnt' in der Freundschaft mit dem Freund und Bruder des Steiger und seiner Gesinnungsgenossen, aber — ha, ha, ha! wie haben sie so wenig Urtheil von Unsereinem, daß sie meinen sie können ihn geschmeidig und gefügig machen mit dem Schönthun und gar mit dem Drohen! Eh' könnten die Gletscher der Jungfrau im Sonnenschein eines Sommer's schmelzen, eh' sie den Ruti untreu machten, aber sie sollen auch gar nicht einmal wagen zu denken es sei möglich! Daß Du hier bist, das wollen wir ihm danken wie es sich ziemt, aber nimmer leid' ich, daß mir der Verräther einen Fuß über die Schwelle setzt, so lange ich es ihm noch wehren kann."

Es war natürlich, daß das, was das Herz des Schweizers so ganz erfüllte, auch sofort in der ersten Unterredung mit der verwittweten Nichte zu Tage trat. Der Altlandammann erzählte das Schicksal seines Landes und seiner Gesinnungsgenossen in knappen, schlichten Worten und als er dann gegangen war, saß Frau von Bühren noch lange und dachte traurig nach über das Gehörte, über all diese

Zerrüttung in der alten Heimat, in welche sie, die jetzt Heimkehrende gerathen. Das heiße Sehnen nach einem noch so kleinen, noch so geringen Plätzchen auf dem sie sich wieder daheim fühlen könnte, wurde in der armen Frau nur schmerzlicher und lebhafter. Später kam Freude mit der Tante Ursula zugleich in's Zimmer und die Letztere sah, den beiden Verwandten Erklärungen darüber gebend, mit fast ängstlicher Spannung auf die Straße hinab, wo sich ein immer regeres Treiben entwickelte.

Eine große Zahl von Wagen voll Korn, Heu, Stroh und sonstigen Lebensmitteln wie sie zur Verpflegung einer Armee nöthig sind, standen in langen Reihen aufgefahren dort; dazwischen Müßiggänger, Neugierige und Soldaten in französischen Uniformen, und langsam ging von Wagen zu Wagen der Ober-Intendant der Armee mit seinen Gehülfen. Während die Letzteren den Inhalt besichtigten, überschlugen und berechneten wurde dem Besitzer, der mit unruhigen, sorgenvollen Blicken sich seines Eigenthums so beraubt sah, ein Billet von ihm gänzlich unbekannter Bedeutung in die widerstrebende Hand gedrückt und gleich darauf er mit sammt seinem Wagen und dessen Inhalt durch ein paar Franzosen, in der Uniform der Republik, fortgeführt, um einen Andern an die Reihe gelangen zu lassen. Dazwischen kamen

immer neue Wagen heran, die alle ebenso beladen waren, und zum Schrecken der vom Fenster aus dies Schauspiel beobachtenden Damen, brachte man dicht hinter mehreren Wagen voll fertiger Brote auch einen, worauf anscheinend schwer verwundete, blutende Männer lagen, sichtlich Schweizer, denn sie trugen die übliche Lodenjoppe und mehrere darunter schienen unmittelbar vom Backen weg in den Kampf gegangen zu sein, denn sie lagen mit weißen, blutbefleckten Schürzen, das kleine weiße Barett der Bäcker auf dem Kopf und die Hemdärmel aufgestreift, zwischen den anderen und wer von den Männern nicht bewußtlos war, der sah mit düstern Blicken auf die Escorte, welche mit blanker Waffe den Wagen umgab, und mit haßerfüllten auf den Pöbel, der neugierig und scherzend in den Straßen sich dies interessante Gewühl ansah. —

Durch diese Menge, — dem neuen Wagenzuge entgegen, — kam Moritz von Ruti zurück. Er hatte nie ingrimmiger und finsterer ausgesehen, wie jetzt, und ohne rechts und links zu blicken machte er sich Platz. Er mußte dicht vorüber an dem Oberintendanten und dessen Gefolge. Der stattliche, vornehm gekleidete Herr fiel dem Franzosen sofort auf, da man außer dem niederen Volk eben Niemand auf der Straße sah. Zugleich mochte auch der

Gesichtsausdruck des jungen Mannes ihnen nicht passen, — das Wort „Aristokrat“ ging von Mund zu Mund und von allen Seiten flogen ihm herausfordernde Blicke entgegen. Er erwiderte dieselben durch ein so feuersprühendes, festes Ansehen der Franzosen, daß diese geneigt schienen ihn ohne weitere Behelligung vorüber zu lassen, da brach aus einem dicht neben ihnen befindlichen Seitengäßchen ein Trupp auf's höchste erregter Bauern, einige davon weinten und lamentirten, andere fluchten und drohten, kaum aber hatten die Vorderen Moritz von Ruti gesehen, als sie wie außer sich auf ihn zustürzten und weinend, klagend, bittend ihm das Weitergehen unmöglich machten.

„Da ist der Jungherr — das ist ein echter — ein rechter alter Schweizer, wie der gnädige Herr, sein Vater!“ riefen sie einander tröstend und ermuthigend zu und inzwischen hatten ihn mehrere am Rock, an den Händen festgehalten und schrien von allen Seiten auf ihn ein, man habe sie mit Gewalt gezwungen, Alles was sie an Lebensmitteln und Fourage vorräthig gehabt zur Stadt zu schaffen, man habe ihnen gesagt, es sei um ihre Retter, ihre Befreier zu ernähren und man werde alles reichlich zahlen. Jetzt aber, jammerten sie, habe man ihnen Alles weggenommen und sie hätten nichts

dafür erhalten, als ein Blättchen Papier mit einigen Worten darauf. Was sollten sie nun mit dem Papier thun? Der Kaufmann Bex beim Kindlifresserbrunnen habe hohnlachend gesagt, das sei keine taube Nuß werth und sie möchten sich's unter Glas und Rahmen machen lassen, als ein Souvenir von den Herrn Befreiern. Ein anderer hatte im Kornhaus nachgefragt, noch einer bei einem der Herren vom alten Rath, den man ja neuerdings auch abgesetzt hatte. Alle sagten sie dasselbe, sie hatten ein Blatt höchst wahrscheinlich werthloses Papier, einen Bon, — die ersten welche in der Schweiz ausgegeben wurden, — erhalten und alle ihre Waare verloren.

Es bedurfte nur weniger Sekunden, so hatte Moritz von Ruti die Sachlage übersehen, wogegen die Franzosen natürlich kein Wort von der Sprache dieser Schweizer begriffen. Gleichwohl blieb ihnen die Scene durchaus nicht unverständlich, denn eben kam der Wagen mit Verwundeten heran und mußte des Gedränges wegen halten, so sehr auch die Soldaten fluchten und schalten. Kaum aber waren sie im Stande auch nur die Nächsten zurückzudrängen, die Menge hattte sich in unglaublich kurzer Zeit zu einem dichten Knäuel ineinander geschoben und es war sofort ersichtlich, daß hier von Autorität keine

Rede mehr sein konnte, wenn man nicht mit scharfem Säbel drein schlagen wollte. Die Verwundeten hatten sich zum Theil aufgerichtet und Einer, ein todtenbleicher junger Mensch in dem Kostüm eines Bäckers, sprang empor und schrie Moritz von Ruti zu, der wie Saul in der Bibel, alle Andern um Hauptеslänge überragte:

„Rettet uns, gnädiger Herr, rettet uns, wir haben unser Leben verwirkt, sagen sie!" Damit deutete er auf die Eskorte.

„Um Gott, Aloys, woher kommst denn Du und wie siehst Du aus?" rief dieser dagegen erstaunt und erschrocken.

„Wir kommen von Gümmlingen, von daheim; ach, Herr, wir haben so brav dreingeschlagen, sieben von dieser Sorte liegen im Städtchen auf den Tod, und wir werden's wohl büßen müssen!" rief der junge Mensch, der Sohn einer langjährigen treuen Dienerin der Ruti's und dabei funkelten ihm die blauen Augen voll Triumph und wenn auch seine Angst um sein und seiner Kameraden Leben dazwischen sprach, es war sichtlich, er fühlte sich stolz auf seinen Kampf, trotz des Unterliegens.

Inzwischen war nun auch der Ober-Intendant, dessen Uniform ihn als einen Offizier von höherem Rang kenntlich machte, auf den Vorsprung des

Brunnenrandes getreten und so im Stande, nicht nur über die Menge weg zu sehen, sondern sich auch hörbar zu machen. Er befand sich dicht vor Moritz von Ruti und wenn er auch keine Sylbe verstand, so hatte er genugsam begriffen; zudem riefen die Soldaten ihm auch zu, die Verwundeten seien mit den Waffen in der Hand, gegen die Retter ihres Landes sich empörend, gefangen.

Die Situation schien dem stolzen Franzosen so peinlich, wie sie für ihn beunruhigend sein mochte. Es wäre dem Volk in diesem Augenblick ein Kleines gewesen ihn und seine Leute zu erdrücken, zu zerreißen, — und offenbar war jener riesige, junge Aristokrat eine einflußreiche Person, seine Landsleute schienen nur zu bereit, ihn als Beschützer, resp. Führer anzuerkennen.

Er zog es daher vor, in diesem Augenblick höflich zu sein.

„Was ist es, Bürger, das diese Leute wollen?" rief er, mit seinem Hute Moritz begrüßend, diesem zu.

„Sie beklagen sich, mein Herr, über Gewaltthat und Beraubung seitens ihrer Retter, Eurer Landsleute und Kameraden!" erwiderte Moritz von Ruti laut und hart.

„Ja, wir beklagen uns, wir sind mißhandelt," heulten Einzelne auf.

„Ruhig, Ihr, wenn ich sprechen soll, wenn nicht, so redet Ihr und ich schweige!“ donnerte er sie an und sie gehorchten im Augenblick.

Erstaunt sahen die Franzosen die kleine Scene an und noch höflicher ersuchte jetzt der Ober-Intendant Moritz, die Menge auseinandergehen zu lassen, damit Platz werde für die herankommenden Proviantwagen.

„Sofort, mein Herr, wenn Sie zuvor die Güte haben, mir zu sagen, wie man diese Armen entschädigen wird, für die ihnen geraubten Lebensmittel?“ erwiderte Moritz von Ruti. Er stand da wie eine Erzbildsäule, so fest und ehern, seine flammenden Augen sprühten Blitze.

„Raub! sagen Sie, Bürger!“ fuhr der Ober-Intendant jetzt aber auf. „Wer wird es wagen, die Republik Frankreich zu verläumden?“

„Ich werde froh sein, eines bessern belehrt zu werden!“ höhnte fast Moritz von Ruti.

„Ah, diese Undankbaren, diese Aristokraten —! Sehet in diesen Aristokraten die größten Feinde Eures Landes und Eures Volkes,“ wandte sich der Intendant an die Leute. „Frankreichs Soldaten bringen Euch die Wohlthaten der Freiheit und Ihr, die Ihr sie empfangen solltet mit offenen Armen,

Ihr murrt über die gerechten und billigen Anforderungen Eurer Freunde und Alliirten?"

Man verstand ihn zum Theil wenigstens, denn welcher Schweizer hätte nicht wenigstens etwas von der Sprache seiner Jugend behalten? Waren sie doch immer stolz darauf gewesen, in Frankreichs Elite-Regimentern zu dienen, dort ihre Lehr- oder Wanderjahre verlebt zu haben!

Man murrte.

„Wir wollen keine Wohlthaten, wir wollen für unsere Waaren Geld!" Das Gedränge mehrte sich; man sah Fäuste sich ballen und zornglühende Mienen sich drohend den Franzosen zuwenden.

„Im Namen der Republik Frankreichs befehle ich Euch Platz zu machen!" rief im überwallenden Aerger, dem sich die heimliche Furcht zugesellte, der Intendant.

Aus dem Drohen wurde ein Hohngelächter, aber ein so erbittertes, daß ein Jeder wußte, noch ein Schritt weiter und das wüthende Volk stürzte sich auf die Handvoll Franzosen, die, sich ihrer Lage wohl bewußt, stramm und trotzig den Angriff der Uebermacht erwarteten.

„Es bedarf nur eines Wortes, Monsieur," rief Moritz von Ruti, „und diese guten Leute sind befriedigt. Sagen Sie ihnen, wo sie ihr Geld für

ihre Waaren erhalten sollen. Lassen Sie das Volk empfinden, daß Sie als Freunde kommen, wie man es den Schweizern versprochen hat."

„Zum Teufel, schicken Sie das Gesindel zu dem General Brune! Der wird es belehren!" sagte hastig der Franzose.

„Ihr hört es, Leute, gehet und bittet den General Brune um Gnade für das Land, Monsieur hat Recht — nur der General kann Euch helfen," wandte sich Moritz von Ruti beschwichtigend an seine Landsleute.

„Wir wollen nichts bitten, wir wollen unser Recht! Tod den Franzosen! Wir wollen sie niedermachen!" heulte es in dem Haufen.

„Rettet uns, Herr von Ruti! Herr Moritz, rettet uns!" schrieen die Verwundeten und dazwischen fluchten die Franzosen und die Menge wogte hin und her wie ein brandendes Meer.

„Sie sehen, Monsieur," sagte Moritz jetzt mit gedämpfterer Stimme, „daß ich nicht der Herr bin über dies empörte Volk. Geben Sie mir einen Trost, eine Beruhigung für dasselbe und es wird ruhig abziehen, sagen Sie den Leuten, daß —"

Weiter konnte er nicht reden. Prächtige Musik ertönte plötzlich aus ziemlicher Nähe und ein Regiment Kavallerie, martialisch und glänzend wie kaum

ein anderes des französischen Heeres, kam mit fliegenden Fahnen und unter den Klängen der Marseillaise daher. Ein Freudengeschrei der eingeengten kleinen Franzosenschaar hallte ihnen entgegen; die Menge horchte, ein Theil davon stimmte singend ein, ein anderer gaffte auf das prachtvolle Schauspiel und die Mehrzahl schlich eilig und still davon; die eben noch wildempörte Schaar hatte sich im Laufe von Sekunden beruhigt, sie lief auseinander, und Moritz von Ruti sah mit einem Gefühle bitterer Verachtung zum ersten Mal so den leichtbeweglichen Sinn des Volkes sich kund geben.

Er wollte weiter schreiten; Aloys Stuben, der junge Bäcker, rief noch einmal angstvoll:

„Denket an uns, gnädiger Herr, Ihr seid vom Rath, man muß Euch hören!"

Jetzt aber hatte der französische Intendant wieder Muth gefaßt und mit scharfem Befehltone kommandirte er Moritz von Ruti zu arretiren. Im Nu war dieser umringt; seine Landsleute bemerkten es kaum, sie gafften die stolzen Franzosen und ihre Pferde an, die belebende volle Musik elektrisirte sie. Moritz von Ruti hatte sich nur flüchtig umgesehen, er war plötzlich ganz allein, und den Degen, den er schon gezogen hatte, wieder in die Scheide stoßend, gab er sich gefangen.

Da öffnete sich hastig in einem der schönsten Häuser des Platzes das große Erkerfenster; ein reizendes, blondes Mädchen schien mit gerungenen Händen in heftigem Schrecken etwas herauszurufen. Moritz sah es, ein rascher, leuchtender Blick flog hinüber zu Freude, welche von der Frau Landammann schon zurückgezogen wurde und eben so sah er wie ein französischer Offizier dies Alles bemerkt hatte, wie er mit lebhaftem Lächeln hinaufgrüßte zu Freude, wie er dann der Richtung ihrer Blicke folgend, jene Scene am Brunnen gewahrte, und seinem Pferde die Sporen gebend, das Gewühl der Menschen rücksichtslos durchbrechend, wenige Sekunden später neben ihm hielt.

Ein paar rasche Worte der Frage und Antwort wurden zwischen beiden französischen Herren, dem Intendanten und dem Offizier der Kavallerie, gewechselt.

Moritz von Ruti empfand, wie das Auge des Kapitäns ihn keinen Augenblick verließ, aber er hatte kaum Sinn für die Bemerkung; er sah nur wie seine Mutter jetzt an Freudes Stelle am Fenster stand und ebenso blaß und angstvoll wie sie, in höchster Spannung die Scene beobachtete.

Es war de Castal, Moritz erkannte ihn fast

instinktmäßig und haßte ihn eben so schnell wie er ihn erkannte.

„Sie werden mir die Ehre erweisen, mir zum General Brune zu folgen, Monsieur de Ruti!" redete de Castal ihn jetzt ohne Weiteres mit seinem vollen Namen an. Errieth auch er so instinktiv, und waren sie Feinde, ehe sie sich je gesehen? — Darüber nachzudenken, hatte Moritz keine Zeit, denn de Castal war vom Pferde gesprungen und stand ihm in der feinen und höflichen Haltung eines Kavaliers gegenüber.

„Es ist ohne Zweifel ein Versehen vorgefallen, Monsieur de Ruti, ich kann mich indeß der Aufforderung des Herrn Ober-Intendanten nicht entziehen. Ich bedauere in der That sehr, Ihre Zeit so unliebsam in Anspruch nehmen zu müssen, es wird indeß kaum einige Minuten währen und Monsieur, Sie werden mir gestatten, Sie danach in Ihre Wohnung zurückzugeleiten und den Damen Ihres Hauses, welche ich gestern so glücklich war, unter Ihr väterliches Dach zu führen, meine Huldigungen darzubringen. Erlauben Sie mir, Monsieur de Ruti, daß ich Ihnen das Pferd meines Dieners anbiete, es würde zu peinlich für meine Gefühle sein, Sie neben meinem Pferde zu Fuß zu sehen und in der

That ist es durchaus unmöglich, jetzt die Straßen anders als zu Pferde zu passiren."

„Jean, Dein Pferd für Monsieur!" rief er seinem Diener zu.

Das Regiment mit der Musik war vorüber, das Volk folgte neugierig und interressirt, nur ein Theil der geschädigten Bauern hatte sich wieder gesammelt; sie sahen mit Schrecken, daß man Moritz Ruti fortführen wollte, aber Niemand hatte den Muth, auch nur durch eine Geberde seine Theilnahme zu verrathen. Einzelne schlichen sich fort.

Moritz von Ruti hatte sofort eingesehen, daß es seiner Würde wie seinen Gefühlen am Besten entsprach, wenn er ohne Widerstand die Höflichkeit de Castals annahm.

Er war nicht der Mann, viele Worte zu machen, aber er war zu sehr Kavalier, um nicht die Liebenswürdigkeit des Kapitäns in ebenso feiner Form zu erwidern.

Das Pferd wurde gebracht, Moritz bestieg es und indem er den prüfenden Blick de Castal's fühlte, war er sich mit heimlichem Frohlocken bewußt, daß er einer der besten Reiter genannt wurde. Neben seiner stattlichen Erscheinung glich de Castal, der schlanke, kleine Franzose, trotz seiner eleganten und kriegerischen Haltung, einem Knaben.

De Castal fühlte gar wohl, daß er augenblicklich nicht der Glänzendere von Beiden war, seine Eitelkeit litt, eine tiefe Falte legte sich auf seine Stirn.

So ritten sie dahin, de Castal hatte jede weitere Begleitung verbeten.

„Monsieur de Ruti's Ehre ist meine Garantie!" entschied er und es fiel keinem der Menschen ein, die sie Beide so reiten sahen, daß Moritz der Gefangene de Castal's sei. Dagegen wunderte man sich offenbar, einen Ruti neben einem Franzosen zu sehen und gar in so lebhafter Unterhaltung. Was konnte das nur sein? — Daß es de Castal war, der lächelte, sprach und fragte und daß Moritz von Ruti nur schweigend zuhörte und kurz antwortete, bemerkte man nicht, dazu ritten sie zu rasch vorüber.

Monsieur de Castal war außerordentlich verbindlich. Er wußte die Scene der verlassenen Frau mit ihren schönen Kindern, die den General an ein Nest voll Schwarzdrosseln erinnerten, so allerliebst zu schildern, er wußte es so begreiflich zu machen, daß Frau von Bühren in dem ganz von Truppen überschwemmten Lande, den größten Unannehmlichkeiten ausgesetzt gewesen wäre, wenn nicht zufällig General Brune kam und de Castal so glücklich machte, Frau von Bühren seine Ritterdienste erweisen zu dürfen, er schilderte die Schwäche und

die Hilfslosigkeit der Damen so mitleidvoll, daß Moritz gar nicht anders konnte, als seinen Dank ausdrücken für so viel Güte. Dann wieder redete de Castal von Frau von Bühren's Zärtlichkeit für die Kinder, er erzählte, wie Susanne, die holde Kleine, ihn Onkel genannt, wie Frank durchaus auch reiten wollte und wie Ulrich auf alle Fälle mit ihm, de Castal, Bären zu jagen beabsichtige, er schien völlig entzückt von den feinen liebenswürdigen Kindern. Daß er von Mademoiselle Freude sprach, war unter diesen Umständen begreiflich, aber es befremdete Moritz fast, daß dies nur so obenhin geschah. Hatte Freude de Castal weniger gefallen wie die Andern? Ah, wahrscheinlich hatte sie die Höflichkeiten des Franzosen in ihrer kühlen, ablehnenden Manier, — er erinnerte sich jetzt mit Entzücken an seine Begegnung vom Morgen mit ihr, — abgewiesen. Ohne Zweifel, so mußte es sein! Moritz von Ruti war eine zu geradsinnige Natur, um nur an Heuchelei zu denken, de Castal gefiel ihm plötzlich etwas besser und eine helle, jubelnde Freude in seinem Herzen über die stolze, schöne Cousine, ließ ein Lächeln in sein eben noch so starres Gesicht treten.

Der General Brune, den sie in seinem Quartier aufsuchten, war nicht daheim. Er sei auf dem Rath-

hause, beschied man sie und de Castal fand es in der Ordnung, seinen Chef dort aufzusuchen; gegen Moritz war er so sehr bemüht jede mögliche Liebenswürdigkeit zu entfalten, daß er ihm zu verstehen gab, er thue dies nur, um Moritz eher in Freiheit setzen zu können.

„Sie wissen, Monsieur de Ruti, wie sehr die ruhmreiche und erhabene Republik Frankreich wünscht, sich mit ihren Nachbaren in gutem Einvernehmen zu sehen. Man wird sich glücklich schätzen, den edlen Familien des Landes jede Aufmerksamkeit zu beweisen, jede Nachsicht zu gewähren, indem man hofft, daß dieselben Frankreichs hochherzige Bemühungen um das Glück der Völker anerkennen werden," sagte er.

Der junge Patrizier schwieg finster und trotzig; er mochte nichts wissen von diesen ewigen, unerträglichen Phrasen, womit die Freunde und Sendlinge der Republik um sich warfen, indem sie die Häupter des Volkes, diese edlen, von altersher hochgeehrten und geachteten Familien des Landes, als Verräther und Tyrannen brandmarkten und verjagten.

Moritz Ruti bemerkte es wohl, daß ihm viele verwunderte Blicke folgten, aber er war nicht in der Stimmung sich darum zu kümmern. Eben

langten sie vor dem Rathhause an, einem alten, ehrwürdigen Bau aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Der Platz vor demselben war wiederum voll Menschen, es schien Moritz, als müßten alle Häuser ihre Bewohner auf die Straße entlassen haben, so dicht war auch hier wieder das Gedränge; sie konnten nur langsam sich Platz machen.

Inmitten der Leute sah Moritz den alten Heini, des Vaters Leibdiener, und ihn anrufend, der mit Lebhaftigkeit einem neben ihm stehenden Landmann etwas erzählte, fragte er:

„Was giebt's, Heini —? Ist etwa gar Neues passirt?"

„Gott vergeb's, junger Herr, da drinnen machen sie uns freie Schweizer französisch und die gnädigen Herren von der neuen Regierung sagen getrost ‚Ja' zu dem Allen," rief dieser und ein lebhafter Ruf der schmerzlichen Zustimmung erhob sich in nächster Nähe, übertönt von dem sofort sich erhebenden Geschrei Anderer, ‚schlagt sie todt, die Aristokraten, vive la Republique helvétique!'

„Pardon, Monsieur de Ruti, Sie vergessen, daß Sie Gefangener auf Ehrenwort sind!" rief lebhaft und gereizt de Castal und fügte dann gleich darauf, das heftige Auffahren desselben übersehend, mit freundlichem Lächeln hinzu. „In der That,

Monsieur, Sie können es nicht wissen, daß man in Ihrer augenblicklichen Lage Niemanden anreden darf! Nur wenige Minuten und ich habe die Ehre Sie zu Ihrer wiedererlangten Freiheit zu beglückwünschen!"

Sie stiegen von den Pferden, die zu halten gleich Hände genug bereit waren, und betraten das Rathhaus.

Ueberall sahen sie ernste, erregte Mienen, die Rathsdiener in ihren besten Röcken empfingen sie und führten sie die Stiegen hinan nach dem großen Sitzungssaal. Hier mußten sie vor der Thür warten, denn es war ersichtlich, daß jetzt eine Unterbrechung nicht möglich.

General Brune hielt eine Rede. Er stand neben dem großen dickversilberten und mit grünem Sammet beschlagenen Schultheißenstuhle, auf welchem zum ersten Male, anstatt des edlen Steiger, der ehemalige Seckelmeister von Frisching saß.

Der General war in lebhaftester Darlegung der Absichten Frankreichs begriffen indem er den Nachfolger Steigers in sein neues Amt einsetzte; mit ehernem Ernst in den kummervollen Zügen, hörten ihn die alten Rathsherrn von Bern und der seit kurzem nach demokratischem Muster mit Vertretern aller Stände verstärkte neue Rath an, eben so bleich und

ernst wie der neu von ihnen erwählte Schultheiß, der den neuen Ideen anhängend, gleichwohl nur mit kummervollem Herzen ein Amt übernommen hatte, das, wie er schon jetzt erkannte, zuversichtlich ein dornenvolles werden mußte. Rings umher war Alles dicht gedrängt voll französischer Uniformen. Durch die offene Thür sahen Moritz von Ruti und de Castal mit sehr verschiedenartigen Gefühlen den feierlichen Auftritt an.

Moritz von Ruti kannte fast alle diese Berner Herren, er hatte von Kindheit an gelernt ihre Namen mit der Hochachtung aussprechen, die jeder Patriziersohn den altehrwürdigen Namen der vornehmsten Familien seines Landes zu zollen gewöhnt wurde. Von jeder edlen Familie lernten die Kinder schon erzählen, wie dieser oder jener Vorfahr derselben sich ausgezeichnet und welche Dienste er dem Vaterlande erwiesen, und während so eine Art pietätvoller Scheu und Verehrung den Söhnen jener Männer wie von selbst zufiel, war es natürlich, daß jeder Jüngling, dem das Glück geworden war, sich diesen Namen zuzählen zu dürfen, in sich die Verpflichtung fühlte, sich desselben würdig zu machen und sein Leben dem Dienste seiner Stadt und seines Landes zu weihen.

Und da standen sie nun alle, diese Vertreter

der Blüthe des Landes, standen die Getreuen, so faßte wenigstens Moritz von Ruti es auf, und mußten sich von dem Eroberer immer wieder sagen lassen, daß sie es seien, die das Unglück des Landes heraufbeschworen, indem die von ihnen beschützte Oligarchie, die erbitterte Feindin aller Bestrebungen Frankreichs und der wahren Volsfreunde sei. — General Brune forderte den neuen Rath auf, seine bessere Einsicht dadurch zu beweisen, daß er Abgeordnete nach Paris entsende, mit einem neuen Verfassungsplane, welcher dort an der Quelle des Lichtes und der Segnungen für die Völker geprüft werden solle, um dann so revidirt, dem Schweizervolke durch Frankreichs Hülfe die wahre Freiheit zu geben. Zum Zeichen des allgemeinen Willens und der allgemeinen Freude sollte ein Freiheitsbaum vor dem Rathhause errichtet werden und Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit solle von jetzt an das Losungswort sein für die von ihren Tyrannen befreite Stadt!

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, als der General nun schwieg, dann brach aber von Seiten der Franzosen und ihrer Anhänger ein lautes Beifallsgeschrei aus. Finster schauten die Freunde der alten Zeit zur Erde, ohnmächtig ballte sich manche Hand und in manchen grauen Bart rieselten heiße Thränen des Schmerzes um die alte Eid-

genossenschaft. In bitterster, ohnmächtiger Wuth aber blitzten die Augen des Altlandammann von Ruti. Er stand neben den treuesten Anhängern Steigers, der es so oft mahnend voraus verkündet, was nun Schlag auf Schlag kam.

Mit dem Vorwande, die Schweiz sei gehalten, die herbeigerufenen Freunde auf ihre Kosten zu verpflegen, sie sei dem großen Völkerstreben, das Frankreich vertreten zu wollen vorgab, Opfer schuldig, nahm man die öffentlichen Kassen in Beschlag und führte dann ihren Inhalt hinweg; man bemächtigte sich des Zeughauses und aller Vorräthe und begann ein systematisches Ausrauben des reichen Staates.

Endlich konnte der nunmehrige Schultheiß von Frisching reden.

Hoch aufgerichtet, klaren Auges und hellen Muthes stand er vor seinem Stuhle und sein Haupt entblößend, sagte er fest:

„Wir Schweizer, Bürger General, hielten uns für frei, weil wir uns glücklich fühlten. Die Treue der Eidgenossen wird auch jetzt sich bewähren, wir werden fest und gemeinsam den Anforderungen einer neuen Zeit gerecht zu werden wissen, ohne die Liebe und Brüderlichkeit zu vergessen, die uns in Gleichheit Stamm zu Stamm, Canton zu Canton vereinigte, die ein altes Erbtheil unserer Väter ist,

welche in manchem heißen Kampfe die Freiheit ihres Volkes zu erstreiten und zu vertheidigen hatten. Im Namen der Regierung von Bern übernehme ich mit meinen gnädigen Herren vom Rath die Besorgung der Regierungs- und Verwaltungsgeschäfte."

Mit ziemlich sauer-süßen Mienen vernahm die Franzosenpartei das kühne Wort, das einen so bitteren Hinweis enthielt auf die wuchtigen Schweizerschläge, welche sich Frankreichs glänzendste Heere aus der freien Schweiz geholt.

General Brune entließ die Versammlung, kaum aber hatten er und Frisching ihren Platz verlassen, als mit rohem, frechem Gelächter einer der Sekretäre Brune's mit beiden Füßen auf den Schultheißenstuhl sprang und das ehemalige Standeswappen mit einem großen Bogen Papier verkleisterte, auf welchem die Worte: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" prangten.

Ein Beifallsgelächter einiger Wenigen lohnte ihm die That; ein Schrei — ein unterdrückter Schrei des Zornes hallte durch die ganze Reihe der Schweizer, die nicht wagen durften sich laut zu äußern. In demselben Augenblick aber stürzte sich die mächtige Gestalt Moritz von Ruti's in den Saal, eh' nur ein Mensch begriff was vorging, hatte er jenen frechen Sudler heruntergerissen von dem

Schultheißenstuhl, wo er seiner That mit höhnischem Lachen sich freuend, noch stand, und ihn mit unwiderstehlicher Faust zu Boden geschleudert, daß seine Rippen brachen. Ebenso schnell aber hatte sich der Altlandammann durch die Reihen seiner Freunde gedrängt und dem vor Zorn fast rasenden Sohne in den Arm fallend, rief er:

„Halt ein, — ich verbiete es, Dein Vater!"

Es war wie eine Erstarrung über alle Anwesenden gekommen. Mit sprühenden Augen, bebend vor Aufregung, wenn auch von verschiedenen Empfindungen beseelt, standen Vater und Sohn sich gegenüber.

Plötzlich — in rührender, kindlicher Demuth — beugte sich der eben noch so empörte jüngere Mann vor dem Aelteren, küßte die Hand desselben und wartete schweigend seines Wortes.

Dazu war aber keine Zeit; der Mißhandelte hatte heulend und racheschnaubend versucht sich aufzurichten, brach aber wieder zusammen, sei es aus fingirtem, oder wirklichem Schmerz und unterdeß hatte General Brune, in äußerster Wuth über die ihm und Frankreich angethane Schmach mit Donnerstimme die Gefangennahme Moritz von Rutis befohlen.

Vier Grenadiere traten vor, in aller Mienen

dieselbe Entrüstung über den frechen Aristokraten, der hier einen Sohn der Republik Frankreich zu Boden zu schleudern wagte.

Schweigend gab Moritz von Ruti seinen Degen ab und machte sich bereit, den Soldaten zu folgen, da trat de Castal zum General Brune heran und ohne den Gefangenen nur eines Blickes zu würdigen, berichtete er, daß er vom Ober-Intendanten Meilleret beauftragt sei den Bürger Ruti als Arrestanten dem Richterspruch des Generals vorzuführen. Er erzählte was ihm Meilleret gesagt und was er gesehen.

Des Generals flammende Blicke schienen den Angeschuldigten verzehren zu wollen.

„Also das ist ein neues Pröbchen von der Unterwerfung der gnädigen Herren von Bern!“ höhnte er, und zu dem Altlandammann sich wendend, sagte er zornig: „Ihr werdet es büßen, Bürger Ruti, daß Ihr Euren Sohn so schlecht erzogen habt! Fort mit ihm! — Kapitän de Castal führen Sie den Rebellen in das Stadtgefängniß, Sie haften für ihn; das Kriegsrecht ist verkündet, ich werde ein Exempel statuiren, welches mir diese edlen Herren von Bern schon zahm machen soll.“

Es war wohl kein Schweizer in diesem Saale, dessen Herz nicht rascher uud banger schlug um den braven, jungen Landsmann. Zu sagen wagte Nie-

mand etwas, aber in Aller Augen lag die Sorge und Theilnahme.

Der Altlandammann stand da mit gesenktem Haupte, ersichtlich hatte ihn die Drohung des Generals getroffen wie ein Donnerkeil.

„Verzeihung, Vater! Leben Sie wohl und grüßen Sie mir die Mutter!“ bat Moritz, ihm die Hand reichend, leise.

Da richtete sich der alte Herr straff empor.

„Leb' wohl, mein Sohn, ich bin stolz Dein Vater zu sein, geh' mit Gottes Segen!“ sagte er fest und laut, obwohl die Stimme und die Lippen ihm bebten.

„Bürger Ruti, haben Sie Verlangen Ihres Sohnes Schicksal zu theilen?“ rief wüthend General Brune und dann hatten die Grenadiere Moritz schon in ihre Mitte genommen und de Castal schritt mit ihnen hinaus.

Es lag etwas wie Frohlocken in seinen Augen und doch war er besonnen genug, schon bei sich zu überlegen, wie er in der Rolle des Freundes der Familie jetzt in das Haus des Altlandammanns dringen könne.

Langsam und gedrückt entfernten sich, sobald der General Brune mit seinen Anhängern den Saal verlassen hatte, auch die anderen Anwesenden. Es

war bekannt geworden, daß man von Seiten der französischen Republik Spione besoldete, welche wunderbarer und beängstigender Weise oft Dinge zur Kunde des französischen Gouvernements brachten, die man im Kreise edler und durchaus ehrenfester Männer für wohl verwahrt und streng verschwiegen gehalten hatte; selbstverständlich war die Folge davon ein peinliches, wenn auch geheimes Mißtrauen der Parteigenossen unter einander und nur wenige Anhänger des früheren Regiments wagten es, dem Altlandammann offen ihre Theilnahme und Sorge zu zeigen. Er selbst stand steif aufgerichtet, mit den klaren blauen Augen und dem Ausdruck der bei ihm wohlbekannten eisernen Energie seine Umgebung musternd da, — und vor diesen Blicken senkten sich die der Schwachen und Unzuverlässigen, oder der Gegner allemal, wenn sie an ihm vorüber mußten.

Seine Feinde haßten „den Alten", so nannte man ihn, obgleich er so sehr alt keineswegs war, mit einer Heftigkeit, die er von ganzer Seele und mit aller Aufrichtigkeit erwiderte; seine Gesinnungsgenossen schätzten und verehrten ihn als ihren Führer und wie glühend auch der Haß, er vermochte die Achtung nicht zu verleugnen, welche Ruti sich bei Freund und Feind erworben.

Bei alledem liebten ihn nur Wenige, weil eben nur Wenige groß genug waren, seine Größe zu begreifen.

Es lag eine antike Wahrheit, Klarheit und Konsequenz in seinem Charakter und was er, der stets lange und besonnen prüfte, für Recht erkannt, das hielt er hoch mit einer Entschiedenheit, die bis zur Schroffheit gehend, keine Rücksicht, keine weichmüthige Schonung kannte.

Jetzt schritt auch er hinaus, ungebeugt von der Gefahr, in welcher Moritz ohne Zweifel schwebte. Unter dem Portale traf er mit einem seiner näheren Freunde zusammen; er sagte ihm mit ruhigem, fast unbewegtem Gesicht einige wenige Worte, der Andere antwortete nur durch eine Bewegung mit der Hand und wandte sich dann, als habe er etwas vergessen, wieder in das Rathhaus zurück. Dort gab er dasselbe Wort einem Anderen. Dieser schob sich durch das Gedränge, fand auch hier wieder Einen, dem er diese heimliche Losung gab und so hatten nach kurzer Zeit etwa acht der Herren sich verständigt, ohne daß auch der Scharfblickendste Argwohn geschöpft haben könnte.

Das Gerücht von der Gefangennahme ihres Sohnes war der Frau Altlandammann schnell zu Ohren gedrungen, riefen es sich doch die vom Rath-

hause Heimkehrenden auf der Gasse zu und wußte doch in wenig Minuten fast ganz Bern die schlimme Neuigkeit, daß der Jungherr von Ruti im Thurme sitze.

Frau Ursula klagte und schrie nicht. Sie faltete erbleichend die Hände, sank auf einen Stuhl und flüsterte, sich hin und herwiegend, wie man es im heftigen Schmerz die Leute thun sieht: „Ich hab's gewußt und den Friedli werden sie auch ergreifen und meinen Altlandammann auch, — es wird nicht anders sein!"

Erschrocken und in dem beklemmenden Gefühl Verhältnissen gegenüber zu stehen, die sie trotz aller erhaltenen Erklärungen nicht recht begriffen, da dieselben ihren gewohnten Anschauungen so völlig fern lagen, standen Frau von Bühren und Freude neben ihr, ohne jede Möglichkeit zu trösten. Es war zudem ein unendlich beängstigender Gedanke für die schwache und verwittwete Frau, jetzt unter so schweren Verhältnissen ihren Verwandten noch zur Last zu fallen, daß es verzeihlich war, wenn sie weinte.

Da trat der Altlandammann ein.

„Nun, ich merk' schon, Ihr wißt's?" rief er und jetzt kam doch die bisher mühsam zurückgedrängte Bewegung in seiner zitternden Stimme wenigstens zu Tage. „Ja, es ist schon so, Ursula,

weine nicht und lass' den Kopf nicht hängen, Gott verläßt ein ehrlich Schweizerherz nicht! Und hör', lieb' Weib, ich hab' einen großen Freudentag erlebt; ich bekenn' es, im Moritz hab' ich nicht gesucht, was ich heut' in ihm gefunden und meine Ursel hat Recht gehabt, der Moritz ist ein schöner, braver Mensch mit dem goldenen Herzen der Redings!"

„Seines Vaters Herz hat der Moritz, das hab' ich immer gesagt und das meine hat geblutet, wenn mein Alter es nicht wissen und glauben wollt'!" rief die Frau und beugte sich demüthig und stolz zugleich auf ihres Gatten Hand, der in einer bei ihm sehr ungewohnten Weichheit sie in seine Arme zog und küßte.

„Wohl ihm, daß ihm das Gute von Vaters und Mutters Seite kommen muß, Ursula, er hat heute meine Liebe und Hochachtung im Sturm gewonnen, so unbesonnen er auch gehandelt, der wilde Bub'!" meinte beinah glücklich der Altlandammann und erzählte, was auf dem Rathhause vorgefallen. —

Sie saßen noch beisammen, als schon eine neue Aufregung kam. Es erschien eine Ordonnanz vom General Brune mit dem Befehl an den Altlandammann, sich ungesäumt zu ihm zu verfügen.

„Jetzt will er mich mürb' machen am Feuer der Vaterangst und Vaterliebe!" sagte grimmig der alte Herr. „Aber ich werd' ihm schon zeigen, daß ich kein Narr bin und er soll nun auch hören, was ihm gut thut. Alles, was ich auf dem Herzen hab' soll er wissen, er konnt' mir gar nichts Lieberes erweisen, als mich heut' just vor sich zu fordern!"

Damit wollte er seinen Hut nehmen und wieder gehen, als ihm noch etwas einfiel.

„Hör', Ursula, heut' Nacht kommen wir zusammen im oberen Saal, rüste Alles dazu, Du weißt schon! Sorg' Dich nicht um mich, liebes Weib, ich werd' kein Blatt vor den Mund nehmen, aber ich will's fein säuberlich machen und wenn's angeht mit Güte und mit Ueberredung versuchen, das unglückliche Land vor allzu großer Willkür zu schützen! — Liebe Nichte Bühren, sei getrost, ich hab' daran gedacht, daß Du armes, gebeugtes Weib nicht bleiben kannst in diesen trüben Verhältnissen, Du kommst aus der Aufregung nicht heraus bei uns und wer weiß, wie bald es noch schlimmer wird; man redet von neuen Truppenzügen, von Einquartirung und Contributionen! Ich will sorgen, daß ich Dich und die Deinen hinaufschaffe mit sicherem Schutz in's Oberland, im Wildschlößli bist Du geborgen und kannst in der Stille dort Ruh und Frieden suchen.

Freude, willst der Tante Ursula zur Hand gehen? Du bist ein braves Maidli, Du hast aufgeleuchtet, wie ich erzählt hab', daß der Moritz ein echter Schweizer sei, Du wirst bald schweizerisch fühlen, sieh nur erst unser schönes Land, und lern' verstehen, wie wir so glücklich waren und noch sein könnten. Aber da schwatz' ich wie eine Frau Base und die Ordonnanz trippelt vor Ungeduld hin und her, — lebt wohl zusammen! Und Du, Ursula —" er hielt noch in der Thür inne und flüsterte leise: „schaff' doch alle meine Schriften und Papiere bei Seit', das Wichtigste ist zwar schon geborgen, aber man kann heut zu Tag nicht vorsichtig genug sein."

Damit ging er endlich.

General Brune dachte seinerseits im Traume nicht daran sich mit dem steifköpfigen Aristokraten, wie er wüthend den Altlandammann nannte, in eine Controverse einzulassen über das, was der Schweizer Vergewaltigung, Verrath und Beraubung nannte und was in seinen Augen einfach Kriegsrecht hieß. — Gleichwohl war er von seinem Standpunkt aus nicht unbillig gesonnen; er befolgte strikt die Befehle der republikanischen Regierung und that seine Pflicht als Soldat, nicht er war es von dem alle diese geschehenen Uebergriffe ausgingen, sondern das waren diese blutsaugerischen Commissaire, welche unter dem Vorwande Frankreich

befehle es, das Land wie den Einzelnen bis auf das Aeußerste beraubten.

„Man hat uns gerufen,“ sagte der General, „wir sind da! Statt uns mit offenen Armen zu empfangen, wie wir es mit Recht erwarten mußten, empfängt man uns als Feinde; Bern macht uns den Krieg, Bern ist die Brutstätte der Oligarchie, der Volksbedrückung, es ist der Sieg der gesunden Vernunft, daß Bern unterliegt. — Aber nicht das arme mißhandelte und mißleitete Volk soll büßen für seine wahnsinnigen Häupter, diese selbst wollen wir treffen, Bürger Ruti, und ich habe Sie rufen lassen einen letzten Güteversuch mit Ihnen zu machen. Sie sind der Freund Steiger's, mit ihm einer der ersten Führer der Aristokratenpartei. Dieselbe hat das ganze Land aufgewühlt, in Gährung gebracht, überall bereitet man sich zum Widerstande vor. Steiger selbst reist — wir wissen es — verkleidet von Ort zu Ort und versucht einen Widerstand zu organisiren, der eine Thorheit und Verbrechen sein wird, wie sein und seiner Freunde Regiment Thorheit und Verbrechen war. Frankreich verlangt von der Schweiz, daß sie seine Wohlthaten gehorsam und dankbar annehme; der wahre Bürger wird sich der neuen Republik Helvetia und der neuen Institutionen freuen, so bald man ihm Zeit giebt sie kennen zu

lernen. Frankreichs Partei in der Schweiz ist eine mächtige Bundesgenossin seiner Heere! — Sie sollen jetzt beweisen, daß Sie werth sind ein Bürger der neuen Schweiz zu sein! Die Regierung der Republik verlangt eine Zustimmungsadresse von Bern; sagen Sie sich los von den vergangenen Irrthümern, ich fordere von Ihnen und Ihren Genossen die Unterzeichnung und Ueberbringung dieser Adresse nach Paris. Sodann verlange ich im Namen Frankreichs einen Aufruf an das Volk, worin Sie dasselbe zur Unterwerfung ermahnen, man wird in Bern vorangehen und die anderen Cantone werden nachfolgen. Hier liegt der Entwurf zu dieser Adresse, — Sie werden dieselbe prüfen, Bürger Ruti, und mir mit der Unterschrift der Herren vom alten Rath zurückbringen." —

„Wollen Excellenz gestatten, daß ich das Schriftstück in Ihrer Gegenwart prüfe, ich würde dann um so eher meine Erklärung abgeben können," erwiderte der Altlandammann mit aller Gewalt eine äußere Ruhe erzwingend, während es in ihm kochte.

„Wie Sie wollen, Bürger Ruti, doch muß ich Sie zugleich noch auf eine Geringfügigkeit aufmerksam machen, die gleichwohl zur Sache gehört. Sie nennen mich Excellenz; — in Frankreich giebt es

seit der Erstehung der glorreichen Republik nur Bürger und es wäre wünschenswerth die „gnädigen Herren von Bern" gewöhnten sich daran zu denken, daß auch sie nur Bürger ihres Landes sein werden."

Es war dem stolzen alten Herrn ein bitterer Kelch sich so demüthigen lassen zu sollen.

Die Hände, die das Aktenstück hielten, bebten vor Erregung des Gemüths und immer krampfhafter bebten sie, je weiter er las.

„Dies Schriftstück ist eins der verrückten Machwerke Eures Freundes Laharpe, Bürger General," brach er dann mit funkelnden Augen aus, „weder ich noch meine Freunde werden es jemals unterschreiben. Es ist ein ganz unverständiges und unpraktisches Programm, das er da entworfen hat und sogar Euer Freund, der Herr Ochs von Basel, wird es nicht einmal billigen, das sag' ich Euch, der Altlandammann von Ruti! Ihr redet mit großen Worten von der Freundschaft Frankreichs für die Schweiz, beweist sie, Herr, zieht Eure Armee zurück, gebt den Städten, die Ihr auf Eurem Wege arm gemacht habt, gebt den Cantonen zurück, was ihnen gehört und horcht nicht auf das tolle Geschrei eines Laharpe und auf die blühenden Reden des Oberzunftmeisters von Basel. — Der Frisching hat es Euch gesagt, wir waren frei, weil wir glücklich waren.

Frankreich hat nichts zu thun mit unserer Freiheit, es denkt nicht daran! Frankreich braucht Geld und braucht einen Wall gegen die erzürnten Nachbarvölker. Und das Beides will es von uns haben. Unselige Schweiz! Niemals warst Du weniger gerüstet Deinem Feinde zu trotzen!"

„Um so mehr ist es Zeit, sich dem Wohlmeinen des Freundes zu unterwerfen!" rief Brune dazwischen.

„Unterwerfen?" loderte der Altlandammann auf. „Unterwerfen? Wann hat das Schweizervolk daran gedacht! Die Verblendeten, die in Euch Freunde sahen, werden schnell genug inne werden, daß sie furchtbar irrten und noch, Bürger General, lebt der freie Schweizergeist. Ihr werdet es mit Leid erfahren!"

„Wohl lebt derselbe und Frankreich wünscht nichts Besseres, als ihn von seinen Bedrückern zu befreien. Gehen Sie mit sich zu Rathe, Bürger Ruti, und haben Sie den Muth sich die Wahrheit zu sagen, so werden Sie mit Dank die Freundeshand ergreifen welche Ihnen die Republik Frankreich durch mich bietet!"

„Eh' möge diese Hand verdorren, eh' ich meinen heiligsten Ueberzeugungen untreu werde!" sagte sehr ernst der Altlandammann.

„Lassen Sie mich gehen, General, ich hab' ge-

redet wie mir um's Herz ist, und Sie sehen wohl ein, daß Sie den alten knorrigen Eichstamm, den Ruti, nicht mehr biegen wie eine Weidenruthe. Ich glaub' auch nicht, daß unter meinen einstigen Collegen ein einziger anders denkt als ich, doch versuchen Sie es immerhin, nur lassen Sie den alten Ruti aus dem Spiel. Wie ein ehrlicher Mann hab' ich lebenslang wohl bedacht und erwogen, was ich that; fehlte ich, so fehlte ich im besten Glauben und um meiner Liebe willen wird mir mein Land und mein Volk vergeben. — Ihnen Herr — Bürger General" verbesserte er sich, „hab' ich das Gesagte für Ihre Regierung gesagt; Ihnen persönlich hab' ich zu danken für die Güte, daß Sie verlassene und hülfsbedürftige Frauen meines Hauses wie ein echter Cavalier, ein wahrer Franzose geschützt und zu mir haben hergeleiten lassen. Mein Sohn war heut in der Frühe gegangen meinen Dank dem General Brune zu bringen, — er fand Sie nicht zu Haus —"

„War es der unbesonnene Mensch, der Frankreich in einem seiner Diener heute im Rathhause beleidigte?" fragte Brune, dem sichtlich der Altlandammann mit seiner freimüthigen Rede Eindruck gemacht.

„Der einen Unverschämten, welcher die Gegenwart seines Herrn vergaß, bestrafte!" versetzte Ruti.

„Sie haben Recht, Bürger, er war ein Unverschämter, ich würde ihn selbst zurecht gewiesen haben, sobald ich mit ihm allein war. Ihr Sohn hat sich indessen durch seine That sehr strafbar gemacht; er wird seine Strafe empfangen, ich beabsichtige ihn nach Frankreich zu schicken, dort wird man ihn richten. Wir aber werden unsere Soldaten zum Schutze der neuen Regierung hier lassen, bis die ganze Schweiz ruhig ist.“

„Sagen Sie, General, bis sie vernichtet ist, denn nicht eher wird jenes Ziel erreicht sein,“ sagte empört der Altlandammann; sein Herz bangte um den Aeltesten, aber sein Stolz ließ nicht zu, daß er ein sicher doch vergebliches Wort, eine Bitte um Gnade für Moritz aussprach.

„Ich habe Sie gehört, Bürger Ruti, Sie haben vier und zwanzig Stunden Zeit zur Ueberlegung, danach schreiben Sie sich selbst die Folgen Ihrer Thaten zu,“ sagte der General.

„Inzwischen,“ fuhr er fort, „ersuche ich Sie mich zu begleiten, ich werde die Schatzkammer Bern's versiegeln lassen, Frankreichs Beamten werden vorerst die Verwaltung derselben wie des ganzen Landes an sich nehmen. Kommen Sie, Bürger, die anderen Herren vom Schatzkammeramt werden uns erwarten.“

Der alte Herr stand wie gelähmt von dieser neuen Gewaltthat. Das Blut schien ihm jäh zum Herzen zu dringen; er wurde aschfahl, sein Anblick flößte sogar dem General aufrichtige Theilnahme ein. Er wollte es mit seinem Zartgefühl nicht sehen, wie sehr der Schweizer litt und machte sich in einem Nebenzimmer zu schaffen. Als er leise wieder eintrat saß Ruti und hatte seine Hände vor das Gesicht geschlagen, eine schwere Thräne tropfte zwischen seinen Fingern durch.

Fünftes Kapitel.

Es war tiefe Nacht, das Wetter hatte sich plötzlich geändert. Regen und Sturm tobten wechselweise und die Macht des Letzteren nahm von Stunde zu Stunde zu. Freude hatte der Tante Ruti fleißig geholfen. Wie staunte das junge Mädchen, als sich vor ihm die Prunkgemächer des Hauses öffneten und es hier eine wahrhaft fürstliche Pracht und einen Reichthum zur Schau gestellt fand, wie es daheim doch nicht gekannt, so verwöhnt es sich glaubte.

Die herrlichsten Möbel, im Geschmack Ludwigs des Fünfzehnten, Vergoldungen, Sevres und Meißnerporcellan, chinesische und andere Seltenheiten, echte Teppiche und kostbare Vorhänge von mattgelbem schwerem Seidenstoff mit Blumen von Silber darin gestickt, bildeten die Ausstattung dieser Räume. In großen Schränken und auf dem Büffet prangte eine

Menge des schwersten Silbergeräths, kurz, Freude sah mit Entzücken und Behagen durch die Reihe der schönen Zimmer. Alle Fenster derselben hatten von innen schwere hölzerne Läden; wenn diese geschlossen waren, so konnte auch nicht ein Lichtstrahl nach außen dringen von dem prachtvollen Kronleuchter, dessen Wachskerzen jetzt hell brannten und von Silber verzierten Spiegeln zurückgeworfen wurden.

Um den großen runden Tisch im Speisesaal saßen die Freunde Steigers, lauter Herren vom edelsten Blut, die Wattenwyl, die Erlach, die Tscharner, Wurstenberger, Fischer und Brunner, die Ith und Schiferli, sie Alle die Mitglieder der früheren bernischen Regierung, die Spitzen der Universität, und mit bekümmerten Herzen sprachen sie von der Noth des Landes, von begangenen Mißgriffen und von treuem Zusammenstehn. Dem Wein, so funkelnd und lockend er ihnen auch aus den herrlichen Crystallpokalen entgegenlachte, sprach Keiner ordentlich zu. Die heutigen Erlebnisse waren zu wuchtig, die Drohungen des Generals und der Regierungscommissaire zu ernst gemeint, als daß sie nicht sich hätten sagen müssen ihr Leben sogar, als das der unbeugsamen Gegner der neuen Verhältnisse, war in schwerer Gefahr. Aber darin waren sie Alle einig, sie unterschrieben jene Adresse nicht, sie gaben niemals auch

nur passiv ihre Zustimmung zu der jetzigen Lage der Dinge. Wegen Moritz Ruti machte man sich keine bedeutendere Sorge bei näherer Erwägung, es lag ein wirkliches Verbrechen nicht vor, selbst nicht in dem Sinne der Franzosen, man hätte ihn, als den Sohn des Ruti, auch ohnehin vielleicht als Geißel genommen, meinte der Altlandvogt von Wattenwyl und vor der Hand hatte man ihn ja noch hier, hoffte ihm jede Erleichterung zu gewähren, indem man ihm vollauf Geld gab, womit er von den gierigen Wächtern Alles erhielt, nur nicht die Freiheit. — So wandte man sich denn der Hauptsache zu.

„Laßt Euren Sohn Friedrich zu uns eintreten, Ruti, er wird uns am Besten selbst erzählen, was er berichten sollte,“ sagte Tscharner.

„Ich möcht' es lieber nicht. Wer weiß was gescheh'n kann, — wir spielen um hohen Einsatz, Freunde, und in der Todesnoth könnte Schwachheit auch den besten Mann überkommen, daß er ein Wörtlein fallen ließe, welches zum Fallstrick würde für Einen oder den Andern. Der Frieder hat nur mit mir zu thun, er kann's hernach beschwören, daß er Niemand von Euch gesehen und Ihr könnet beschwören Ihr habt ihn nicht gesehen. Jetzt hört an, was mir der Aloys Reding, meiner Ursula Brudersſohn, der Landeshauptmann von Schwyz, sagen läßt:

„Auch dort hat man genaue Kunde von unserm Unglück und von der Bedrohung unserer Freiheit, wie von unserm festen Willen uns mit Gut und Blut zur Wehr zu setzen. — In Luzern und Zürich sind die Franzosen eingerückt, trotzdem daß sie das Gegentheil gelobten für die bereitwillige Fügsamkeit der Züricher in die neue Ordnung. Das hat die Urkantone belehrt, was sie zu hoffen haben. Uri, Schwyz und Unterwalden haben sich zusammengethan, sie wollen eher sterben als auf die neue Verfassung schwören. Glarus hält zu ihnen; der Abt von St. Gallen hat ein Brieflein gesandt an unsern Freund Steiger, derweil er beim Aloys Reding versteckt lag, er soll kommen, das Kloster biete ihm Freistatt; der Abt hat einen tapfern Degen, den Oberst Roverea gefunden, der will ihm aus den Flüchtlingen und Gutgesinnten eine Armee organisiren, ein kleines aber tapferes Häuflein, den Stamm, um welchen sich die echten Schweizer gegen Frankreich und gegen die neue helvetische Verfassung schaaren sollen. — Auch Appenzell, Außerrhoden und das Fürstenthum Engelberg sind getreu; — der Fürstabt, der würdige alte Herr, ist voll Feuers und voll Aufopferung für die gute Sache, er hat Geld und Gut angeboten, so viel das Kloster habe. — Im Berner Oberland hat das Volk bis jetzt ruhig abgewartet, aber es

regt sich überall; in den verborgenen Thälern übt sich das Volk in den Waffen, man besucht einander von Haus zu Haus, bringt sich so Kunde von dem Geschehenen und ist bereit loszuschlagen. So weit steh'n die Sachen vortrefflich, aber drohend zieht auch hier eine schwere Wolke auf. Die Pfaffen mischen sich hinein, sie sind mit ihrer Herrschsucht wieder voran und werden Alles verderben. Der Aloys berichtet, man entflammt den religiösen Fanatismus jener braven, aber einfältigen Bergbewohner, man sagt ihnen Frankreich wolle die Religion stürzen, es predige das Reich des Teufels und indem man ihnen vorlügt, es gälte in diesem Kampfe, ob Gott und der heilige Vater in Rom die Herren seien sollten oder Satanas, Luther und Calvin, verblendet man sie gegen die wahren Ursachen unseres Kampfes. Man verwirrt dies einfache Volk, man entfesselt seine Leidenschaften und diese Priester werden damit unser heiliges Bemühen durch ihre Einmischung vernichten. Im Oberland pilgert ein Mönch von Haus zu Haus und von Thal zu Thal mit feurigen Worten das Volk aufregend und entflammend, er heißt Paul Styger, soll ein Phantast sein und in Einsiedeln ist der Marianus Herzog, der Pater, den kenn' ich, der ist nun meines Erachtens ein ganz schlechter Kerl und er beweist es, er reizt die frommen

Wallfahrer zu Haß und Empörung an! Aloys Reding ist in schlimmer Noth, das arme bescheidene Schweizervolk jener Thäler, das in seiner Armuth und Beschränkung stolz war auf seine Freiheit und seine Rechte, das bereit war dafür zu kämpfen und zu sterben wie die Väter thaten, das wird das Vertrauen zu seinen Führern verlieren, welches dieser Marianus Herzog systematisch untergräbt, um sich der Herrschaft über diese unwissenden Haufen zu bemächtigen. Wir haben somit nach zwei Seiten hin Fürsorge zu treffen, der Einfluß der Priester in den katholischen Cantonen muß paralisirt werden und das Volk eines Rechten belehrt; ich meine, es sei sodann wichtig, daß treue Männer von hier ausgehen, sich mit den Freunden drüben in Verbindung setzen und einen Widerstand organisiren, welcher uns die Achtung unserer Bedränger verschafft. Wir sind zu dieser Zeit gänzlich unfähig zum Losschlagen; Berns Söhne bluten aus tausend Wunden, das Volk ist beraubt, geplündert und betäubt von der Jähheit des Schlages, der es betroffen. In den andern Cantonen ist so wenig Einigkeit wie hier, überall stehen die Parteien sich schroff gegenüber und die Macht Frankreichs würde uns erdrücken, wollten wir ihr ohne gehörige Vorbereitung trotzen. Aber Muth, Freunde, wir haben

glorreiche Erinnerungen an der Väter Thaten! Morgarten, Murten, Grandson sind nicht umsonst gewesen! Wir haben noch unsre alte Eidgenossenschaft, unsere treuen Männer und unsre schützenden Berge, — laßt im Vertrauen darauf uns heute unsere Beschlüsse fassen."

Die andern Herren hatten aufmerksam und schweigend die Auseinandersetzungen des Altlandammann Ruti angehört; hier und da zustimmend mit ernstem Kopfnicken oder leisem Wort, redeten sie, als er geendet, lebhaft, wenn auch mit gedämpften Stimmen durcheinander und wenn auch dem Sinne nach eins, so hatte bald Dieser, bald Jener einen Vorschlag zu machen. Aus Aller Mienen und Stimmen sprach die tiefe schmerzliche Erbitterung. Es dauerte eine Weile so. Freude und die Altlandammannin waren ganz allein zur Bedienung der Gäste im Saal; man fürchtete die Diener und konnte nicht umhin selbst den bewährten zu mißtrauen, denn es war erwiesen, daß das Gold der Franzosen einen Reiz auf Manche ausgeübt hatte, dem sie nicht zu widerstehen gewußt.

Schweigend und fast unhörbar gingen die alte Dame und das blühende Mädchen hin und wieder, setzten neue Weinflaschen auf den Tisch, reichten den Herren den goldigschimmernden, duftenden Knaster in

schönem, silber gravirtem Kasten, oder den fein und zierlich mit gekräuselten Papierlöckchen umgebenen Fidibus. Diese nahmen mit freundlichem Kopfnicken, ab und zu küßte ein besonders galanter alter Herr der Frau von Ruti die Hand, oder sah mit schmunzelndem Gesicht auf die liebliche Freude, die so leicht und anmuthig wie eine Hebe um den Tisch schwebte und überall sah was fehlte. Ein wonniges Gefühl von persönlicher Wichtigkeit überkam das junge Ding. Nie hatte sie noch reden hören von Freiheit und vom Volk; diese Herren da sprachen untereinander wie Fürsten, sie redeten von Bewaffnung, von Kriegführung und all diesen Dingen, die doch Sache der Fürsten waren, so unbefangen, so selbstverständlich, sie schritten so würdevoll und vornehm einher und erwiesen einander mit großer Förmlichkeit soviel Ehrerbietung und Höflichkeit, daß es ganz unfehlbar war, Freude mußte einen hohen Begriff bekommen von diesen Männern, von dem so oft genannten Schultheiß von Steiger, von welchem man mit so großer Verehrung redete und zunächst vom Onkel Ruti, der allem Anschein nach der energischste und kräftigste dieser Männer im Handeln, wie im Denken, war.

Ab und zu schlich die Tante Ruti mit unhörbaren Schritten auf den Vorplatz hinaus, zu sehen

ob kein Lauscher nahe sei und über das kunstvoll geschnitzte Geländer der Steintreppe hinunter zu spähen in das untere Haus, wo eine Todtenstille herrschte, denn die Diener waren längst zu Bett geschickt.

„So will ich also gehen und dem Friedrich Instruktionen geben, es wird hohe Zeit, daß er fortkommt, er denkt noch vor Tag einen ordentlichen Weg zu machen. Ich will ihn über Diesbach schicken, Freund," wandte er sich dann an den edlen Herrn gleichen Namens, „er kennt Euren Pfarrer und der leiht ihm sein Rößlein bis Thun, von wo er's zurückschicken kann. Die rechte Straße muß der Friedli meiden, er kann zudem nur mit Vorsicht sich hinaus wagen; auf dem See hab ich dann keine Sorge mehr, dort kennt er jeden Fischer und es ist Keiner, der ihn nicht mit Freuden bis Unterseen brächte." Damit ging der alte Herr hinaus, begleitet von Grüßen und Segenswünschen für den Sohn des Hauses. Der alte Herr stieg die Treppe hinan zu dem Versteck seines Sohnes.

Es lag anscheinend eine übertriebene Aengstlichkeit in der Sorgfalt der Eltern die Anwesenheit des jüngeren Sohnes der Dienerschaft geheim zu halten und doch war dieselbe völlig berechtigt.

Friedrich von Ruti war vom Vater ausersehen die Verbindung zwischen den Gleichgesinnten in den verschiedenen Landestheilen zu unterhalten, wozu er sich nicht nur durch seine Persönlichkeit, wie auch besonders dadurch eignete, daß er den Dialect der verschiedenen Gegenden mit vollkommenster Leichtigkeit sprach, was ihn befähigte, als Bauer, Senner, Händler und in was immer sonst für Verkleidungen das Land zu durchziehen. Schon seit länger als Jahresfrist auf dem einsamen Wildschlößli lebend, nachdem er die juristischen Studien in Zürich und Leipzig absolvirt, war er selten in Bern sichtbar geworden, man dachte nicht an ihn und um so wünschenswerther für den Erfolg seiner Sache war es, daß man nun auch nicht an ihn erinnert wurde. Neben dem Schlafzimmer Moritz von Ruti's war das seines Bruders stets bereit gehalten worden und hatte so lange schon unbenutzt und verschlossen gestanden, daß es jetzt in der That den Dienern nicht einfiel einen Gast dort zu vermuthen. Der schwer ermüdete junge Mann bedurfte wohl einer vielstündigen Ruhe und hatte im tiefen Schlaf frischer Jugend die nöthigen Kräfte wieder zu sammeln. Die Mutter, deren Rastlosigkeit im Haushalt Jeder kannte, erregte durchaus keinen Verdacht durch öfteres Hinaufgehen und daß es

ihrem Friedli an nichts mangelte, dafür wußte sie gar wohl zu sorgen. Tagsüber hatte er fest geschlafen, sie saß still an seinem Bett und freute sich des seltenen Glückes ihn unter ihren Augen zu haben.

Erst spät war er erwacht und dann hatte sie bei ihm ruhige Stunden zugebracht ihm Alles zu erzählen was vorgefallen war, sowohl in Bezug auf die öffentlichen, wie die Privatangelegenheiten. „Sie werden den Moritz schon wieder loslassen, was könnten sie auch mit ihm machen? Die ganze gebildete Welt würde sie verdammen, wenn sie des Moritz Handlungsweise hart strafen wollten!" hatte auch Friedrich getröstet.

Auch, daß die Bührens angekommen seien, hatte die Frau Altlandammann berichtet.

„Die Mutter ist ein ganz gebrochenes, kränkliches Weiblein, hat immer nur Glanz und Wohlleben gekannt und kann sich jetzt gar nicht emporraffen; mag auch wohl schwer genug sein. Das arme Ding hat den leichtsinnigen Mann von ganzer Seele geliebt! Schon als sie heirathete war es ihrem Vater und meinem Ruti gar nicht recht, aber mit dem Einreden war es zu spät, als sie sich einmal lieb hatten. Die Kinder sind herzige, prächtige Jungen, und das Kleinste, ein frommes

Dingelchen von sieben Jahren; die Aelteste aber, die Freude, in der steckt mehr als ein hübsches Lärvchen, die ist ein gar aufgeweckt Maidli und hält mit ihren achtzehn Jahren das Köpfchen gar fest empor. Die mag ich leiden und der Vater ist ihr auch gar gut, er will sie Alle jedoch so bald er kann hinausschaffen nach'm Wildschlößli, Du magst sie immerhin anmelden," hatte sie berichtet.

Den Jungherrn Friedli interessirten die fremden Verwandten nicht sonderlich; sie kamen als Bettler sozusagen und sollten Gnadenbrod bei der Tante Armgard essen, die er dereinst zu beerben berufen war, das galt also in seinen Augen nicht gerade für eine besondere Empfehlung, wenngleich er vollkommen einsah, daß eine so nahe Verwandte der Ruti und Reding nicht in der Fremde und in der Verlassenheit bleiben konnte, wenn nicht damit die Familienehre schwer gekränkt werden sollte.

Indessen war ihm denn doch nicht unlieb zu hören, daß eine so junge Cousine mit einziehen solle auf dem Wildschlößli und daß die Mutter sie lobte war auch schon ein ferneres gutes Zeichen, wenngleich ja der Geschmack der Mütter, wie Friedli schon aus Erfahrung wußte, sehr oft ein anderer ist, als der der Söhne.

Erst als die Mutter ihn verlassen mußte, um

für den Empfang der Gäste des Vaters zu rüsten, und als nun der Abend heranbrach und der junge Mann kein Licht anzünden sollte, um nicht dadurch sich zu verrathen, erst da war ihm eine drückende Langeweile gekommen. Er hatte tausend Versuche gemacht sich zu zerstreuen und besonders aufmerksam auf das Leben unten im Hause gehorcht, aber außer dem gelegentlichen Klange von Kinderstimmen, hatte er nichts gehört, als einmal ein frisches wohlklingendes Lachen, nur ganz kurz, rasch vorübergehend und sich nicht wiederholend. So blieb als einziger Zeitvertreib nur noch das Fenster zu öffnen und im abendlichen Dunkel herauszuhorchen auf das was im Garten und unter den Fenstern vorging. Endlich kam die Stunde der Befreiung.

Der Altlandamman stieg die Treppen hinan, gefolgt von seiner Frau. Schon auf dem Vorplatz kam ihnen der Sohn entgegen.

„Löschen Sie das Licht, Herr Vater, ich bitte!" rief er leise und lebhaft und dann setzte er hinzu: „Man darf es nicht sehen, das Haus ist von Spähern umstellt, werfen Sie einen Blick hinaus und Sie werden sich überzeugen."

Es war so. Sachte an das schon offene Fenster geführt, sahen Vater und Mutter vorsichtig hinab; es war ziemlich dunkel, für das ungewohnte Auge

nichts recht wahrnehmbar, aber als sie kaum einige Minuten so gelauscht und die Gegenstände zu erkennen begannen, da hörten sie deutlich an der Gartenseite im langsamen, regelmäßigen Schritt Jemand auf und abgehen.

„Er ist nicht allein!" flüsterte Friedrich. „Ich hörte vorhin eine Waffe klirren und ein Franzose rief mit unterdrückter Stimme einen Fluch dahin, woher das Geräusch kam. Und die Hauptsache ist, daß im Hause einer der Diener mit denen dort im Bunde scheint. Er kam aus dem Hause geschlichen, sprach lange mit Jenem dort an der Mauer und zog sich dann wieder zurück. Wo ist der Alerte, Vater, er hat sich weder sehen noch hören lassen?"

„Er ist todt, vermuthlich vergiftet," flüsterte die Mutter zurück. Der Hund war ihrer Söhne Liebling gewesen und als er vor Kurzem starb, sehr bedauert worden.

Unterdeß hatte der Altlandammann hinab gestarrt und keinen Laut verloren.

„Du kannst heut' nicht fort, es ist möglich, daß Dir die Sache gilt; jedoch glaube ich, daß man mich vielleicht auch überwacht. Jetzt darfst Du nicht versteckt bleiben, zeige Dich morgen den Hausgenossen unbekümmert und sage, Du seiest heute

Nacht angelangt; sobald dann Du Gelegenheit hast zu entschlüpfen, so gehst Du."

„Möchte der Herr Vater nicht nachsehen, ob auf der Straße die Vorderseite des Hauses auch bewacht wird?" meinte Friedrich.

Der Altlandammann fand die Vorsicht ganz angebracht und so überzeugten sich denn alle Drei, daß auch dort in einiger Entfernung ein militairischer Wachtposten stand, vollkommen nahe genug um den Eingang des Hauses zu überwachen.

„Sollte man von der Zusammenkunft Wind haben?" meinte Frau von Ruti.

„Mehr als wahrscheinlich!" antwortete der alte Herr und nach einiger Zeit setzte er hinzu:

„Ich wollte, daß ich es hätte vermeiden können mich noch mehr zu compromittiren! Ich werde schnell in die Lage kommen der guten Sache nicht mehr dienen zu können und in dieser Zeit ist jeder treue Mann von Werth! Hätt' ich die Herren nur hinaus ohne Aufsehen!"

„Ich weiß Rath!" rief die Altlandammannin. Ihr Einfall war ausführbar und konnte gelingen, man durfte nur eine vorhandene feste Tischplatte von einem Fenster des Ruti'schen Hauses bis in das des Nachbarhauses schieben, die beide nur durch einen schmalen Zwischenraum getrennt waren. Auf

dieser Brücke konnten ohne alle Gefahr die Männer das Haus verlassen, der Nachbar war ja mit hier und machte es ihnen dann leicht möglich durch seine Nebengebäude und Höfe ungesehen zu entkommen.

Der Altlandammann hatte lange auf sich warten lassen, die Gäste standen zum Aufbruch bereit und hörten mit Erstaunen, daß man trotz der großen Heimlichkeit, mit welcher sie zusammengekommen waren, wiederum Verdacht geschöpft und deshalb das Haus mit Spähern umstellt hatte.

„Was wollen Sie uns thun? Was können Sie uns Strafbares nachweisen?“ widersetzten sich einige der Herren.

„Sie bedürfen auch nur des Scheins eines Vorwandes, um uns aufzuheben und fortzuführen, wir aber müssen uns für unsere Sache frei erhalten, jede Unvorsichtigkeit, jeder Verdacht, der sich gegen uns erhebt, sind ein Schaden für unsere Partei!“ betonte der Altlandammann.

Man gab ihm nach einigen Hin- und Herreden Recht und mit leichter Mühe und so geräuschlos wie möglich wurde die Verbindung mit dem Nachbarhause hergestellt. — — — — — —

Noch lange war man im Hause des Altlandammann wach. Freude und die Tante räumten jede Unordnung hinweg, säuberten und verschlossen

die benutzten Geräthe wieder und während dessen schritten der Vater und der Sohn in lebhaftem Gespräch auf und ab.

„Das ist der Friedli!“ stellte einfach der alte Herr seinen zweiten Sohn vor und dieser sagte ziemlich kühl, aber höflich: „Grüß Gott, Cousine, ich denk', wir werden uns gut vertragen, wenn Du nach dem Wildschlößli kommst!“ Das war Alles, was zwischen den jungen Verwandten gesprochen wurde.

Friedrich von Ruti sah wohl, Freude war ein sehr hübsches Mädchen, aber er war entschlossen, die junge Verwandte durch Huldigungen nicht zu verwöhnen und vor Allem ihr keine Bewunderung zu zollen, damit sie stets sich bewußt bleibe, daß er der Herr, der dereinstige wenigstens, auf dem Wildschlößli sei.

Freude von Bühren, so schön sie war, war noch keineswegs verwöhnt in Bezug auf Bewunderung. Kaum erblüht, hatte sie in einem Fräuleinstift ihre Erziehung vollenden sollen, als des Vaters Tod erfolgte und die trauernde Tochter lebte dann so zurückgezogen, daß sie kaum jemals mit Männern, noch weniger mit jungen Männern in Berührung gekommen war. Sie verlangte keine sonderliche Beachtung, darum empfand sie die überlegte Zurückhaltung des neuen Vetters gar nicht. Ruhig und

harmlos besorgte sie ihre Arbeit, leicht und behende, geschickt und bedachtsam schien sie an nichts anderes als an diese zu denken und nur wenn der helle Schein der Lichter den auf und abwandelnden Männern voll in's Gesicht fiel, sagte sich heimlich Freude, der Vetter sei ein sehr schöner, vornehm ausschauender Herr.

Und das war er in der That. Seine Figur erinnerte in ihrer jugendlichen Kraft und Festigkeit an die seines Vaters, das ruhige Selbstbewußtsein, das den alten Herrn so gut kleidete, war bei dem Sohne indeß zu einem beinah hochmüthigen Herabsehen auf die Umgebung geworden, und es schien fast unglaublich, daß dieser junge Mann, bei dem jede Bewegung, jedes Wort, der Ton der Stimme sogar den vornehmen Herrn verrieth, mit vollendeter Sicherheit die Rolle des Landmanns, des Hausirers &c. spielen konnte. Gleichwohl war dies so, und ihm selbst machten diese Leistungen so viel Vergnügen, daß er ein förmliches Studium daraus gemacht hatte. Verstohlen sah er zuweilen hinüber zu dem emsigen, blondlockigen Mädchen und als er sie ertappte, wie sie einmal, ganz in Gedanken verloren, ihn anschaute, da schmeichelte ihm doch die naive Bewunderung, die ihm in diesem Blicke zu liegen schien und ein Gefühl von Wohlwollen erwachte in seinem

Inneren für die arme Verwandte. Sie dachte in der That, er sei ein schöner Mann. Sein Gesicht war regelmäßig und edel geformt, die blauen Augen hatten ein lebhaftes Feuer, ein feines, blondes Bärtchen schmückte die Oberlippe und auffallend schönes, goldblondes Haar fiel ungepudert in langen Locken auf die Schultern, während sich über der Stirn ebenfalls eine dicke Locke bildete. Es war dies die vom Altlandammann so gehaßte moderne Haartracht, aber er hatte jetzt Wichtigeres zu denken und sah nicht einmal etwas davon. Die Lodenjoppe bildete einen scharfen Contrast zu der vornehmen Erscheinung Friedli's von Ruti und vor dem Zubettgehen bat er die Mutter, ihm morgen einen seiner Anzüge von früher bereit zu legen, damit den Dienern die Verkleidung nicht auffalle.

„Er ist schön, aber ich hab' den Moritz doch lieber!" Das war das Resultat von Freude's heimlichen Beobachtungen. Daß der Vetter stolz auf sie herabsehen könne, das fiel Freude von Bühren gar nicht ein; sie war ja so hochgeboren wie er und daß er ihr und den Ihrigen im Grunde das Asyl bei Tante Armgard nicht gönnte, das war ein Gedanke, der viel zu fern lag für das junge Kind, als daß Freude ihn hätte fassen sollen.

Als sie der Tante Ruti, die sie schon herzlich liebte,

die Hand küßte zur „Gute Nacht,“ sagte sie leise:

„Ich denk' so viel an den Moritz, Tante! Ob er wohl ein Bett hat, der arme Schelm!?“

„Mein gutes Kind!“ rief dankbar und erfreut die Mutter, die sich Tags über alle Mühe gegeben hatte die Sorge um den Aeltesten und das Mitleid mit seiner Lage zu verbannen. Freude hätte nicht sicherer den Weg zu ihrem Herzen finden können, als durch die Theilnahme für den Moritz.

Sechstes Kapitel.

Beim Frühstück, welches der Altlandammann mit den Seinen nicht theilte, machte Friedrich von Ruti die Bekanntschaft der Frau von Bühren und der jüngeren Kinder, die sich mit einer Vertraulichkeit und Zuversicht an den neuen Vetter hingen, welcher sich derselbe nicht zu erwehren wußte, so wenig Behagen sie ihm auch bereitete. Seine zurückhaltend vornehme Kälte stand im grellen Widerspruch zu der Herzlichkeit der anderen Mitglieder seiner Familie; er sprach sehr höflich, ja verbindlich mit der Mutter wie der Tochter, aber in dieser Weise lag vollkommen der Ausdruck einer an Abneigung streifenden Gleichgültigkeit. Die nervös herabgestimmte, schwache Frau von Bühren fühlte mit krankhafter Aengstlichkeit, daß der präsumtive Erbe des Wildschlößli ihr nicht wohlwolle und bemühte sich beinah demüthig um seine Gunst, indem

sie die Kinder von ihm wegrief und ihm wiederholt versicherte, daß sie für sich und die Ihren nur die bescheidensten Ansprüche mache, daß sie in ihrer Verlassenheit seinem Vater und der Tante Armgard, ihrer Mutter Schwester, so dankbar sei für das Asyl, das sie ihr geboten und daß sie hoffe, der Herr Vetter werde sie dort nicht im Wege finden.

Die höflichen Erwiderungen des von solcher Demuth angenehm berührten „Erben" schnitt Freude mit einem so kindlich fröhlichen Spottgelächter ab, daß er ganz erstaunt, ja vor ihren hellen Augen, die ihn so übermüthig neckend anschauten, die seinen senkte.

Es reizte das junge Ding die abweisende Förmlichkeit des jungen Mannes, die ihr heute früh doch auch fühlbar ward, ihrerseits abzuwehren. Was fiel ihm ein? Er wollte den Schutzpatron spielen und die Mutter erkannte das Recht dazu gegen ihn an und unterwarf sich dem kaum vierundzwanzigjährigen jungen Herrn in einer solchen Verzagtheit?

„Vetter Friedli, die Mutter ist krank und darum gar verzagt," neckte sie mit ihrer feinen anmuthigen Weise, „ich bin ihr Anwalt und bitt' gar schön auch um gnädiges Wohlwollen und werd's nach Gebühr erwidern! Was aber das Wildschlößli betrifft, so ist Tante Armgard dort unserer Aller gnädigste

Herrin und wenn der Herr Vetter nicht gut thut, so werd' ich ihm schon zeigen, wo Rechts zu erholen ist!"

Sie drohte dabei schelmisch mit dem Finger und die hübsche Stimme klang energisch genug, auch funkelte doch neben dem Scherz in den Augen etwas ganz Besonderes, wie es Herr Friedli bisher noch in keines Weibes Auge gesehen. Er ärgerte sich über das kecke Ding und fand doch, sie sei reizend so.

Mit ziemlicher Gewandtheit ging er ein auf ihren scherzenden Ton und die ruhige Sicherheit, die sie dabei entwickelte, imponirte ihm mehr, als er es je bei einem anderen jungen Mädchen erlebt.

— — — — — — — — — — —

„Ich will gehen und den Moritz besuchen!" hatte die Altlandammannin gesagt und während sie sich zu dem Gange rüstete, half Freude ihr und war lebhaft bemüht auszudenken, was dem Gefangenen wohl thun und ihm angenehm sein könne.

„Ich finde eben im Garten dies Messerchen!" trat Friedrich wieder ein. „Gehört es Einem von Euch, etwa Dir, Cousine?"

Er hatte es in jenem Wege, in welchem er gestern Nacht jenen Unbekannten, der französisch fluchte, auf und ab gehen sah, gefunden. Sein

erster Verdacht war, es sei von diesem Menschen hier verloren; aber das Messerchen hatte ein kostbares Aussehen, die Platte der Scheide war von Perlmutter und die Verzierungen daran von Goldfiligran, es konnte nur einem Vornehmen gehört haben, wenn es der Späher nicht etwa als Beutestück mit sich geführt.

Freude sah hin auf das Messerchen, ohne es genau zu betrachten. „Es gehört dem Moritz, ich sah es in seiner Hand," meinte sie.

„So will ich's ihm mitnehmen; wenn man mich einläßt zu ihm, gestattet man ihm das Messer wohl auch und vielleicht kann ich's ihm heimlich zustecken," meinte die Mutter.

In Begleitung ihres Gatten machte sie sich auf den Weg. Der Altlandammann hoffte wenig von dem Gange, aber versuchen wollt' er es doch; wenn man ihn zurückwies, so erlaubte man vielleicht doch der Mutter den Sohn zu sehen.

Es war ein schwerer Gang für den alten Herrn, eine neue Kränkung seiner Würde, und als man ihn von Seiten der französischen Wachen kurz und grob abwies, schwoll ihm die Zornader gar mächtig an.

„Um Gottes willen, erzürne Dich nicht, wir kommen nur mit Ruhe zum Ziel!" bat die Frau.

Vor dem Stadtgefängniß war ein starker französischer Wachtposten aufgestellt. Neugierige standen auf ihrem Wege hier still und fanden immer genug zu sehen. Von Zeit zu Zeit brachte man Gefangene, einzeln oder in Trupps, ein; Offiziere gingen mit Schriftstücken eilig hin und her; drinnen verhörte man unausgesetzt und General Brune, sowie der Kommissair des französischen Direktoriums, Rouhière, hatten die Entscheidung.

Einen der Offiziere anzusprechen, war der Altlandammann viel zu stolz und eigensinnig; achselzuckend, mit finsterem Groll im Herzen wollte er schon fortgehen und Frau Ursula sah weinenden Auges auf ihr Körbchen, in welchem für Moritz Erfrischungen lagen, die ihm das Mutterherz so gern gegönnt hätte, als ein feiner Mann in Civiltracht, der eben, von dem Ehepaare ungesehen, innerhalb des Gefängnisses dasselbe vom Fenster aus mit einem jungen, französischen Offizier beobachtet und lebhafte Reden darüber ausgetauscht hatte, aus der Thür desselben trat.

Es war ein schöner, stattlicher Mann mit einem Gesicht, in welchem Klugheit und Herzensgüte unverkennbar lagen, und als er zögernd, mit einem theilnehmenden Blick an dem Ehepaare vorüber-

schritt, überwand sich der Altlandammann ihn anzureden.

„Mein Sohn ist Gefangener, mein Herr; seine Mutter sehnt sich ihn zu sehen, wie mir scheint, sind Sie hier bekannt, möchten Sie mir helfen zu meinem Sohne zu gelangen?“ bat er, und jedes Wort würgte den alten, starren Mann.

„Ich werde es mit Vergnügen versuchen, mein Herr von Ruti!“ erwiderte der Andere sehr freundlich und ging sofort in das Haus zurück.

„Er kennt mich, wer kann es sein?“ sagte der Altlandammann überrascht.

Der Fremde kam nach einer Weile mit einem Unteroffizier zurück.

„Dieser Mann wird die Mutter des Gefangenen einlassen, Monsieur de Ruti, leider konnte ich Ihnen eine gleiche Gunst nicht erwirken. Der Altlandammann von Ruti ist schwer gravirt!“

Ehe Ruti nur danken, ehe er eine Frage nach dem Namen des gütigen Vermittlers thun konnte, hatte dieser sich mit dem besten Anstande verneigt und ging rasch davon.

„Ich will Dir den Heini schicken, Ursula, laß mich gehen; es ist mir, als sollt' ich hier nicht stehen, wie ein Bild der Schmach von Bern, zum Triumph und Hohn der Feinde!“ preßte er heraus, indem

er mit einem Gefühl der peinlichsten Demüthigung bemerkte, wie man seinen Namen flüsterte und mit frecher, theilnahmloser Neugier auf ihn hinstarrte.

Wie war seine Lage so furchtbar verändert! Sonst der allgebietenden Herren von Bern Einer, der hochgeehrte Rathsherr, der einflußreiche Freund des Schultheiß von Steiger, dem man nur mit Ehrerbietung und Unterthänigkeit zu nahen wagte, und jetzt plötzlich ein Bittender vor dem Stadtgefängniß, dem Ort der Schande nach dem Begriffe ehrliebender Bürger!

„Geh nur, ich meine auch, Dein Platz sei nicht hier!" hatte verstehend die Frau Ursula erwidert, und dann ward sie zu dem Gefangenen geführt,

Ein lauter Schrei des Entsetzens, der ihr entschlüpfte bei dem Anblick des Raumes, in dem man ihren Sohn gefangen hielt, mischte sich in seinen Freudenruf. Moritz von Ruti war wie ein gefangener Löwe ruhelos auf und ab gewandert in dem engen, schmalen Gelaß, das kellerartig gewölbt ihm beinah unmöglich machte aufrecht zu stehen. Sein Scheitelhaar streifte bei jedem Schritt die Decke und er, der sonst so leicht etwas gebückt ging, trug hier den Kopf hoch und fest aufgerichtet. Man hatte sich durchaus nicht darum bemüht, dem jungen Oligarchen, wie man die Patrizier jetzt mit

Vorliebe nannte, den Aufenthalt in seinem Kerker angenehm zu machen. Das Einzige, was er für Geld von dem Schließer hatte erlangen können, war ein schlechtes, unreinliches Bett, bestehend aus einer zerrissenen Matratze und einigen Decken, sowie einige Talglichte, bei deren Schein er wenigstens die Tageblätter, welche ein gutmüthiger Franzose ihm bei dem Wege vom Verhör in das Gefängniß zurück zugesteckt hatte, in der schlaflosen Nacht studiren konnte. Das Fenster, hoch oben in der Wand, bot keine Aussicht, als auf ein kleines Stückchen blauen Himmels.

War schon des Vaters Stolz schwer gekränkt, der des Sohnes litt noch tiefer unter der ihm widerfahrenden Behandlung. Man wollte ein Exempel an ihm statuiren, das war ohne Frage, und so erfuhr er, daß er für das schwere Verbrechen der Beschimpfung der Republik auch die gebührende Bestrafung zu empfangen sicher sei.

Ein heller Freudenstrahl flog über das finstere, trotzige Gesicht des Sohnes, als seine Mutter eintrat.

„Mutter! Du treue Mutter!“ rief er ganz entzückt und fort war der Ausdruck ohnmächtiger Wuth und verbissenen Trotzes aus seinen Zügen. Er hielt sie voll Freude in seinen Armen und all der Zwang kindlicher Unterwürfigkeit, welchen die

damalige Zeit forderte und den namentlich die vornehmen Familien der Schweiz gern zur Schau trugen, war verschwunden vor dem Ausbruch des Gefühls, der so rasch und unabweislich über sie Beide kam.

Sie hatten so viel sich zu sagen, die Mutter so manche Frage auf dem Herzen.

Moritz Ruti klagte nicht; er gab sich Mühe, die Mutter glauben zu lassen, es werde ihm nicht so sehr schwer, die Freiheit zu entbehren.

„Und was werden sie mit Dir ferner beginnen?“ fragte sie.

„Ich weiß es nicht sicher, liebe Mutter, mein Urtheil wird erst nach beendigter Untersuchung gesprochen. Meilleret, der Oberintendant, möchte mir beweisen, daß ich das Volk haranguirt und zur Auflehnung gereizt, daß ich mit den Empörern im Bunde sei.“

„Der Elende! Aber es wird ihm unmöglich sein,“ rief Frau Ursula aufflammend.

„Danach verlangt man auch weiter nicht, wenn man die Sache in die Länge ziehen und mich gefangen halten kann, Mutter,“ sagte Moritz und zwang sich zu lächeln, während sein Herz schon jetzt, nach so kurzer Gefangenschaft, sich krampfhaft zusammenzog in ungestümer Sehnsucht nach Freiheit.

Die Mutter erzählte, daß der Vater heute noch seine Erklärung betreffs der Zustimmungsadresse abgeben müsse und daß Brune auch ihm gedroht.

„Er wird keine leeren Worte gesprochen haben. Der Vater sollte fliehen, er muß frei bleiben, wenn er nützen soll."

„Er wird schon überwacht, man umstellt Nachts unser Haus und bei Tage sieht man stets irgend wo eine französische Uniform herumschleichen," erzählte die Mutter und berichtete Friedrich's Entdeckung.

„So ist er da? Im Haus? Und soll bleiben?" fragte Moritz lebhaft.

„Nein, nicht bleiben; der Vater wollt' ihn gegen Abend fortschaffen. Doktor Bertram will ihn als Kutscher nehmen und so aus der Stadt bringen, wo Bertram's rechter Diener draußen auf dem Dorfe wartet."

„Und — Freude? Tante Bühren? Wie geht es ihnen?" fragte er dann und wandte sich um, als suche er etwas.

Die Mutter lobte Beide und besonders Freude in ihrer herzlichen Art.

„Das ist ein gar prächtig Mädchen; es wäre mir lieb, sie zu behalten in unserm Haus, doch ist die Mutter so schwach und energielos jetzt, bedarf

der Tochter so sehr, da mag ich nichts sagen. Und Du solltest sehen, wie sie's dem Friedli gab; er spielte gegen die Tante den großen Herrn, wie ich's an ihm so ungern seh' und sie wurde ganz verschüchtert von seinem stolzen, kalten Wesen; da hat ihn die Freude ganz herumgebracht und ihm säuberlich zu verstehen gegeben, daß er es mit keiner Dummen zu thun hat. Ich wollt' Du hättest es gesehen. Er wurde auch anders. Wüßt ich's nur, wer dem Friedli so das gute Herz im Busen wendet. Seit er droben auf'm Wildschlößli ist, kenn' ich ihn oft kaum," erzählte sie.

Er stand an die Wand gelehnt und hörte ihr zu mit einer Spannung, die sie befremdete; aber die Zeit drängte, man trieb schon zur Eile und sie hatte ihm noch so Manches zu sagen. Ihr Körbchen hatte man nur flüchtig durchsucht, in ein Paar Strümpfe hatte sie das gefundene Messerchen versteckt, jetzt wo sie Alles auspackte, gab sie es ihm.

„Freude meint, es gehöre Dir," sagte sie „und sie läßt Dich schön grüßen und war in Noth um Dich, wie eine Schwester."

Er hatte das Messer in der Hand.

„Ich kenne es nicht, es ist nicht mein's, aber ähnlich," wies er es zurück.

„Behalt' es immer, sie lassen Dir's vielleicht

und es nützt, wohl einmal, so klein es ist," sagte Frau Ursula.

Plötzlich fuhr er auf.

„Dort steht der Name, sieh; ‚d C', de Castal heißt das, der Franzose war im Garten und lauert ihr auf," rief er heftig.

In der That stand mit Golddraht in der Verzierung des Messers ein verschlungenes d und C.

Ganz betroffen über die zornige Erregung des Sohnes, sah die Mutter ihn an. Er merkte es und nahm sich zusammen, ja er legte fast beschämt das Messer von sich.

Zum zweiten Male kam jetzt der Schließer, Frau Ursula mußte gehen.

In einer bei ihrem Moritz ganz ungewohnten Aufregung stand er vor ihr; es kämpfte und rang etwas in ihm, er wollte sprechen, dann überflog eine dunkle Röthe sein Gesicht, er drängte zurück was ihm schon auf den Lippen schwebte.

„Leb wohl, Mutter, und — und — gebt mir Nachricht von Euch Allen, seid ohne Sorge um mich, denn hör' ich nur von Euch, so ist Alles gut," bat er.

Sie hing schluchzend an seinem Halse. Es wurde ihr viel schwerer ihn hier allein zurückzulassen, als sie sich vorgestellt.

Endlich ging sie.

Noch in der Thür rief er sie zurück.

„Mutter, schickt sie hinauf nach dem Wildschlößli, ich meine die Tante Bühren; im Verhörsaal sprach man von Einquartierung bei den Oligarchen, schickt sie fort, sie sind dort in Ruhe und geborgen.“

Er sprach so heftig, so verwirrt; der Schließer schalt dazwischen, trotz des reichen Douceurs. Frau Ursula war draußen, sie wußte kaum wie und ihres Sohnes Blick, so voll Unruhe und Sehnsucht stand ihr immer noch vor der Seele, als sie schon längst mit dem ihrer wartenden Diener die Lauben durchschritt.

Schon von weitem sah sie, daß eine elegante Karosse vor ihrer Thür hielt.

Wer konnte das sein? Frau Ursula kannte jede Livree in der Stadt, kannte die Wagen und Pferde ihrer Freunde und Bekannten und wußte sofort, dies war kein Berner, der als Gast in ihr Haus getreten.

Schon beim Eintritt kam man ihr entgegen und meldete, es sei ein vornehmer Besuch beim gnädigen Herrn, und dann berichtete Freude, ganz blaß vor Angst und Aufregung der Oberzunftmeister Ochs sei vorgefahren und mit ihm Monsieur de

Castal, Beide seien beim Onkel und man führe dort lebhafte, heftige Reden.

In der That, die laute Stimme des Altlandammanns war auch hier auf dem Gange völlig verständlich.

„Fern sei es von mir, mein Herr Oberzunftmeister, die Gastfreundschaft so zu verletzen," rief er. „Ich habe Ihnen zu danken für viele unverdiente und unerbetene Güte und freue mich, Gelegenheit zu haben, Ihnen diesen Dank auszusprechen. Ob Sie Recht thaten mich zu einer neuen Erklärung meiner durch die That oft bewiesenen Ansichten zu zwingen, das haben Sie, wie Ihr eigenes Vorgehen mit sich und mit Ihrem Volke auszumachen. Gott und unser Volk werden Richter sein über uns Beide, des kann ich mich getrösten."

Der Oberzunftmeister erwiderte mit dumpfer Stimme etwas Unverständliches.

Dann sagte eine andere, es war die de Castal's: „Ich bitte den Bürger Ruti im Auftrage meines Generals noch einmal — und der Bürger Ruti muß aus diesen wiederholten Ueberredungsversuchen sehen, daß es dem General mit seiner Freundschaft Ernst ist — Vertrauen zu fassen zu den wohlmeinenden Absichten der Schwester-Republik Frankreich. Der

Bürger Ruti wolle noch einmal erwägen, daß Frankreich's Mission ist, die Völker durch die wahre Freiheit zu beglücken, es fordert von den Schweizern nichts als vertrauensvolle Hingabe und Sie, Bürger Ruti, werden dem Vaterlande am besten dienen —"

„Vertrauensvolle Hingabe," wiederholte mit unsäglicher Bitterkeit der Altlandammann. „Sie sind ein junger Mann, Monsieur de Castal, und handeln im Auftrag; ich darf Ihnen nicht zürnen, ob des thörichten Wortes. Gehen Sie, melden Sie Ihrem General, der Altlandammann und Rathsherr von Ruti lasse ihm sagen, daß alles Unglück der Schweiz eben von der zu großen Hingabe an die Fremde, vornehmlich an Frankreich, herkomme und daher, daß viele auch der besten und edelsten Schweizer ihre Vorurtheile und Leidenschaften für heilige Grundsätze halten. Melden Sie ihm das und setzen Sie hinzu, daß der Bürger Ruti niemals Frieden mit Frankreich machen kann und wird, so lange noch ein französischer Soldat auf dem freien Gebiet der Schweiz weilt."

„Lassen Sie uns nicht so scheiden, Herr Altlandammann. Sie zwingen Frankreich zu strengen Maßregeln gegen Sie und Ihre Partei," bat der Oberzunftmeister Ochs noch einmal.

„Kein Wort weiter! Sie sind unter meinem

Dach und ich weiß, was ich dem Gaste schulde, mein Herr Ochs; was ich aber meinem Lande und meiner Ueberzeugung schulde, das weiß ich fast noch besser und deshalb mein' ich, wir endigen diese Unterredung und suchen außerhalb meines Hauses Beide aufrichtig uns zu meiden!" rief der Altlandammann.

Kein Wort wurde weiter gesagt, die angstvoll lauschenden Frauen flüchteten in das Zimmer zurück, die Herren verließen klirrenden Schrittes das Haus, und Freude erschrak vor dem aschfahlen Gesicht ihres liebenswürdigen Beschützers des Oberzunftmeisters. Sie spähte durch die Gardinen und fuhr, roth werdend, zurück, als sie bemerkte, de Castal hatte sie entdeckt. Im nämlichen Augenblick rasselte der Wagen davon und Freude schlich zu ihrer Mutter, mit dieser tief bedauernd, daß der Streit der Parteien den edlen Oberzunftmeister so von ihnen fern hielt. Ein wenig beunruhigten Freude auch wohl de Castal's Gluthblicke, sie konnte nicht umhin oft daran zu denken, aber es gab jetzt Wichtigeres.

Der Altlandammann war eine längere Weile in seinem Zimmer auf- und abgegangen, vielleicht um sich zu beruhigen.

Dann erschien er im Wohnzimmer, wo Friedrich

eben mit der Mutter von Moritz sprach und mit wahrer Empörung vernahm, wie man es wagte einen Ruti, einen Patriziersohn von Bern, einen Mann im Amt, — denn Moritz, der ebenfalls Jura studirt hatte, war in der That schon in den Dienst seines Landes getreten, — zu behandeln.

„Du mußt hinaus aus der Stadt, sofort —! Wir Beide müssen fliehen, wenigstens vor der Hand muß ich frei zu bleiben suchen, ich hab' es Steiger gelobt," sagte der Alte fest und besonnen.

„Ich will durch des Nachbars Haus unbemerkt fortgehen, muß nur einiges Geld und was sonst noth thut, einpacken, eile Du Dich auch, geh' zu Freund Wattenwyl, sag ihm was vorgefallen, ich hätt' die Ergebenheitserklärung zu unterzeichnen bündig verweigert und man werde mich, vielleicht die Andern auch, verhaften wollen. Das ist genug für Wattenwyl, er wird die Freunde warnen. Ich denke, sag' ihm auch das, man macht Ernst mit uns, weil man nicht anders kann, wenn wir uns finden lassen; man wird aber andernfalls froh sein, nicht allzu scharf vorgehen zu müssen. In Diesbach erwarte mich, bin ich morgen zu Abend nicht dort, so geh allein, hören wirst Du schon von mir."

„Und Moritz, Onkel Ruti?" fragte Freude beklommen, als der alte Herr schwieg und seine Frau

anschaute, die mit gefalteten Händen schreckerfüllt neben ihm stand.

„Moritz? — wenn er's nicht länger aushalten kann im Thurm, wird er schon Mittel finden davon zu kommen und die Mutter bleibt hier und ist ein kluges Weib, die schon weiß, wie ein goldener Schlüssel auch Eisenthüren öffnet!" lächelte fein der alte Herr und der aufleuchtende Blick in den Augen Frau Ursula's verrieth, daß sie ihn verstanden. — „Ich bitte Dich, hilf mir ein Weilchen, mein gutes Weib," fuhr der Altlandammann fort und sich zu Frau von Bühren wendend, die zum Erbarmen blaß und schwach in ihrem Sessel sich kaum aufrecht hielt, sagte er: „Ich nehme Abschied von Euch, Nichte, wer weiß, wann und wo ich Dich und die Kinder wiedersehe; aber sei nur getrosten Muthes, die Armgard ist ein verläßlicher Freund und wird Dir's an nichts fehlen lassen. Sobald es möglich ist für Deine Kräfte und der Verhältnisse wegen fahrt nach Thun und über den See nach Unterseen, von da ist's eine kleine Meile nur bis zum Wildschlößli und angemeldet seid Ihr." Er gab Mutter und Tochter die Hand, ließ die Kinder rufen, küßte sie und ging.

Eine unruhvolle Stunde folgte, Friedrich von Rüti ging als Kavalier aus seines Vaters Thür,

als ein rüstiger Alpenbauer schritt er in der Abenddämmerung aus dem Thor und während dies geschah, rückte schon eine Abtheilung französischer Soldaten vor des Altlandammann von Ruti Haus, sein Versuch durch das Nachbarhaus zu entkommen, scheiterte an dem Umstande, daß man dieses sofort mit besetzte und wenige Minuten später wurde in einem requirirten Wagen der alte Herr unter starker Bedeckung weggeführt aus der Stadt hinaus. — —

Frau Ursula war keine gewöhnliche Frau, sie weinte und klagte nicht und saß auch nicht müßig; mit Freude's Hülfe packte sie sofort alle Silbergeräthschaften und sonstigen Kostbarkeiten und dachte dieselben auf den Boden unter allerlei altem Gerümpel einstweilen zu verstecken.

„Mein Altlandammann thut, was er thun muß, ich darf nicht weinen,“ sagte sie dabei zu Freude, und als diese meinte, „der Onkel sei gewiß im Recht, aber der Herr Oberzunftmeister Ochs wolle das Glück seines Vaterlandes doch auch so aufrichtig, man könne gar nicht daran zweifeln und es sei doch gewiß sehr hart, daß zwei so herrliche Männer sich so entgegenständen, da hob die alternde Frau den Kopf stolz empor und sagte:

„Mein Mann ist alt und hat sein Lebenlang bewiesen, daß er für sich nichts, für sein Vaterland

Alles will, er hat sich bewährt! Euer Oberzunftmeister soll das erst noch thun und ich hätte mehr Vertrauen zu ihm, wenn er's ertragen könnt', daß man ihn tadelt und haßt; aber das ist's, er will nach allen Seiten hin leuchten und glänzen, und wir werden's erleben, wohin seine Eitelkeit und sein Ehrgeiz ihn führen."

Wiederum wurde es laut vor dem Hause, es war inzwischen spät geworden. Offenbar machte draußen abermals eine Truppe Halt. Man pochte. Der alte Heini kam ganz zitternd zurück und meldete, es stehe draußen der Offizier vom Morgen und mit ihm eine Schaar Soldaten, die Einlaß begehrten, einstweilen nur der Offizier.

„Laß ihn eintreten," gebot die Altlandammannin und hoch aufgerichtet neben dem Familientische stehend, an welchem eben die Kinder der Frau von Bühren ihr Abendbrod erhielten, sah sie dem Gemeldeten entgegen.

Freude's Herz klopfte zum Zerspringen. Was wollte er? — Es mußte de Castal sein, errieth sie sofort und so war es auch. — Der junge Offizier blieb respektvoll an der Thüre stehen, nachdem er sich mit vollkommenem Anstande vor der Hausfrau, wie den beiden andern Damen verneigt hatte.

„De Castal! Es ist de Castal!" jubelten die

Knaben und sprangen ihm in einer Weise entgegen, die sofort den strengen Ernst der Scene milderte.

„Vergebung, Madame, gnädige Frau,“ der junge Franzose vergaß für einen Moment die Formen der Republik und daß er ein feiner Mann nach seiner Geburt und Erziehung war, bewiesen schon sein Anstand und seine Manieren.

Die Knaben hatten seine Hände erfaßt. Er lächelte sie freundlich an, ein rascher Blick flog zu Freude hinüber, die so reizend wie nur je aussah in ihrer Befangenheit und Bestürzung.

„Madame, ich bin untröstlich, Sie belästigen zu müssen,“ sagte jetzt de Castal, aufgefordert von den Blicken der Frau Ursula, „General Brune, der Beschützer der Stadt Bern, hat den Anhängern der alten Regierung, die es verschmähten sein Entgegenkommen zu erwidern, eine Strafe auferlegt, indem er ihre Häuser mit schwerer Einquartierung belastet. Man hat Ihrem Hause dreißig Mann bestimmt. Verzeihung, Madame, wenn ich Ihnen sage, daß ich, der ich so vollkommene Hochachtung und Verehrung dem Namen de Ruti entgegenbringe,“ er verneigte sich gegen Frau von Bühren, als sei sie die Ursache davon, „es vorzog, das Kommando der für Ihr Haus bestimmten Truppen zu übernehmen,

indem ich meinte, Ihnen, gnädige Frau, damit mancherlei Unbequemlichkeiten und Uebergriffe seitens unserer Krieger zu ersparen. Ich bitte demüthig, Madame, klagen Sie mich nicht an, wegen einer Maßregel, deren Verfügung General Brune sich nicht entziehen konnte. Meine Leute werden nicht wagen sich Unzuträglichkeiten zu Schulden kommen zu lassen, so lange ich, ihr Offizier, ihnen nahe bin: um Ihrer selbst willen, Madame, bitte ich für mich um Nachsicht und um Quartier für mich und dreißig meiner Soldaten."

De Castal hatte die letzten Worte in so entschieden dienstlichem Tone gesprochen, daß man sofort heraus hörte, von Widerstand könne keine Rede sein, jedoch habe man bei willfähriger Aufnahme das Beste von ihm zu hoffen.

Frau von Rüti begriff das auch

„Wollte ich sagen, daß Sie willkommen seien, mein Herr, so würde ich eine Unwahrheit sprechen," antwortete sie würdevoll. „Ich füge mich dem Zwange und werde sorgen, daß Ihre Soldaten, so gut ich vermag, untergebracht werden. Für Sie, mein Herr, steht meines gefangenen Sohnes Zimmer bereit."

Bis dahin hatte Frau Ursula sich tapfer gehalten, als aber draußen die Leute unruhig zu

werden schienen und die Kolben ihrer Gewehre fest auf die Treppenstufen stießen, da erbleichte sie doch.

„Was soll ich thun, Monsieur, ich bin nicht vorbereitet auf so viel Gäste!“ rief sie beklommen.

„Wenn Madame de Ruti mir die Ehre geben will mir für wenige Minuten in ihrem Hause das Oberkommando anzuvertrauen, so würde sich Alles sofort arrangiren,“ lächelte de Castal so bescheiden und liebenswürdig, daß Frau Ursula ihm ordentlich dankbar war für seine Güte.

Sie nickte lebhaft.

De Castal ging hinaus, er befahl einiges im bestimmten ruhigen Tone; die ganze Truppe trat in das Haus.

Frau Ursula begriff gar nicht was nun werden solle und sah von der geöffneten Stubenthüre aus, wie sich einige Leute einen Diener aufgriffen und ihm befahlen sie in die Ställe zu führen, andere ließen sich in den Oberstock geleiten, wie eine Truppe bärtiger, wildblickender Räuber sahen die Männer aus und wie friedliche Lämmer gingen sie fast geräuschlos und höflich unter dem scharfen Adlerblick de Castals eine Weile hin und her, ordnend, schaffend, herbeitragend was sie brauchten. In kaum einer halben Stunde war eine große Streu in den herrlichen Gastzimmern gemacht, man hatte Betten

darauf gelegt, und in noch einer weiteren Viertelstunde waren alle diese Leute, ohne jegliche Unordnung gelagert und für den Abend befriedigt.

Frau Ursula meinte mit hausmütterlicher Sorgsamkeit, sie müsse ihnen nun Wein und Lebensmittel schicken.

De Castal hielt sie aber davon entschieden ab und als er nun sich selbst bescheiden zurückziehen wollte, da war es Frau Ursula, die, sich ihm dankbar verpflichtet fühlend, ihn einlud, in ihrem Zimmer zu verweilen.

Jetzt erst wagte es de Castal seine Bekanntschaft mit den Damen zu erneuern und indem er aus Freude's Erröthen die schönsten Hoffnungen für sich schöpfte, dachte er heute Abend nur daran, sich in der Gunst der Frau Ursula festzusetzen.

Siebentes Kapitel.

So ruhig und glatt sich aber auch der erste Einzug der Quartiergäste vollzogen hatte, so schwer gestaltete sich dennoch diese Last für Frau Ursula und die gleich ihr hart bedrückten anderen Patrizierfamilien. Beim besten Willen konnte de Castal sie nicht schützen vor den berechtigten Anforderungen seiner Leute, und eben so wenig vermochte er zu hindern, daß dieselben in den von ihnen bezogenen Räumen gar mancherlei Beschädigung und Zerstörung anrichteten.

„Meine schönen Vorhänge," seufzte Frau Ursula schon am ersten Tage, „und wie sie auf den herrlichen Seidendamast der Stühle und Sessel ihre kothigen Stiefel legen."

„Weißt Du was, Tante Ursula, laß das Alles bei Seite schaffen, richte ihnen das Quartier ein wie sie es brauchen, wie es ihnen behaglich ist und

sie werden Deine silbergestickten Vorhänge leicht verschmerzen," rieth Freude.

De Castal hörte durch sie von dem Leid der sorglichen Hausfrau und seine Leute selbst änderten auf seinen Vorschlag bald, nach Freude's Angabe, ihre Schlafräume.

Aber so gut und anständig sich die Franzosen hielten, es war eine schwere Last und blieb es, ja sie wurde mit jedem Tage schwerer und drückender. Von allen Seiten brach zudem neues Unglück herein, für Frau Ursula sowohl, wie für ihre Mitbürger und Freunde. — Der Commissair Rouhière hatte wirklich die Schatzkammer Berns eigenmächtig geplündert und die Millionen des Staates unter dem Vorgeben, sie nach Paris schicken zu müssen, weggeführt.

Durch das ganze Volk hallte ein Schrei der Wuth und des Entsetzens. Und was man in Bern that, das wiederholte sich in fast allen Cantonen. — In der unverschämtesten Weise plünderte man das Volk seitens seiner Freunde und Befreier aus. Aber nicht genug damit, man legte Contributionen von solcher Höhe auf, daß sie völlig unerschwinglich waren und als man sie mäßigte auf das Flehen der Bürger, da mußten diese noch danken daß man ihnen nur fast Alles nahm. Am schwersten wurden

die Anhänger der alten Regierung heimgesucht. — Frau Ursula senkte weinend das Haupt; sie stand still und gefaßt auf ihrem Posten, sie allein die Vertreterin des Hauses Ruti, und als man immer wieder und im Namen des Direktoriums von Frankreich forderte, als die neue noch immer provisorische Regierung Berns ohnmächtig, verzweifelnd eingestehen mußte, daß sie nichts thun könne zum Schutz ihrer Bürger, da verkaufte sie die sorglich eingepackten und versteckten Silbergeräthe um den allseitigen Mangel des niederen Volkes abzuhelfen, so weit der Ertrag reichte und je ärger das Unglück ihres Volkes wurde, um so stiller und gefaßter trug sie die eigene Noth. Unterdeß lebte de Castal als Hausgenosse und Beschützer der Frau Ursula immer mehr und mehr in dem Kreise der kleinen Familie. Er wußte sich schnell völlig unentbehrlich zu machen, indem er in allen Fällen Frau Ursula zu schützen, oder wo dies sich unmöglich fand, ihr einigermaßen zu helfen bemüht war. Er vermittelte die Briefe von ihr zu ihrem noch immer gefangenen Sohne, zu welchem zu dringen ihr seit ihres Gatten Gefangennahme unmöglich gemacht wurde. Aber wie bereitwillig er sich auch zeigte, er konnte es trotz all seiner Mühen nicht durchsetzen, daß man Moritz von Ruti erlaubte,

seinerseits zu schreiben. Ebenso hatte man plötzlich verboten, dem störrigen jungen Patrizier Geld oder Bequemlichkeiten zukommen zu lassen.

Der Altlandamman war fortgeführt nach Paris und beinahe lähmend fiel dann gleich darauf die Kunde in das Volk, daß fast alle näheren Freunde, die Führer der Partei Steigers, ebenfalls gefangen genommen und fortgeschleppt seien.

„Wir müssen die Köpfe der Hydra haben," hatte Brune gesagt und mit eiserner Consequenz traf man die Häupter des Volks.

Unterdeß hatte vergeblich Frau von Ruti sich bemüht, die Verwandten von Bern fortzuschaffen. De Castal rieth dringend ab; das Land war von einer Unsicherheit, die das Aergste befüchten ließ für wehrlose Reisende, und zu de Castals Schmerz, wie er sagte, hatte Brune jede fernere Begünstigung der Familie Ruti, durch ein militärisches Geleit zum Beispiel, schroff abgelehnt.

„Sie sehen, Mademoiselle Freude, daß es unmöglich ist, abzureisen," sagte er, sich jetzt neben sie setzend, die im Garten unter dem eben knospenden Kirschbaume im warmen Frühlingssonnenschein saß und voll Sehnsucht an das endliche Ziel ihrer heimatlosen Wanderung dachte. — Sie litten Alle schwer unter diesem Wirrwarr im Hause, noch

mehr unter dem Gedanken, der Tante Ruti die Last zu vergrößern.

„Wenn ich nur den Herrn Oberzunftmeister um Hülfe bitten könnte," meinte das junge Mädchen nachdenklich, „er ist des Oheims Feind weniger, als dieser der seinige und er würde in uns zudem nur die hülflosen Frauen sehen, denen er schon einmal so gütig Schutz gewährte."

„Glücklicherweise ist der Oberzunftmeister nicht hier, sondern in Paris, wie ich höre, wo man ihn und Herrn Laharpe mit Ehren überhäuft," sagte mit einem überlegenen Lächeln de Castal.

Sie sah auf. Er hatte gesagt „Glücklicherweise" und sie hatte eine Ablehnung auf den Lippen, aber als sie aufschaute, begegnete sie seinen Blicken und diese funkelten so zärtlich und sicher ihres Sieges auf sie herab, daß sie plötzlich in glühendem Erröthen sich klar bewußt sagte, was sie seit einigen Tagen unbestimmt beängstigt und verwirrt hatte: „De Castal liebte sie!"

Sie wollte aufstehen, instinktiv fühlte sie, daß sie fort müsse, fliehen!

Nie war Freude von Bühren dem jungen Franzosen so reizend, so hinreißend lieblich erschienen, wie eben jetzt in dieser plötzlichen Er-

kenntniß seiner Gefühle und in ihrer eigenen Verwirrung.

„Bleiben Sie, Freude, lassen Sie mich sagen, daß ich Sie liebe, holdes Mädchen!“ flüsterte er in den wärmsten Tönen und suchte sie zu umschlingen, sicher, daß auf diesem versteckten Plätzchen mitten im eben sich belaubenden Gebüsch sie vor jedem Späherauge sicher seien.

Er sprach in der Erregung französisch, während er sonst sehr gut deutsch redete und obwohl sie ihn sehr gut verstand, so kam zu dem Schrecken über diese, dem jungen Kinde so unerwartete Erklärung, noch das Gefühl, daß er ein Feind ihrer Freunde sei. All der Haß der Ruti's gegen Frankreich hatte sie ziemlich kalt gelassen bis jetzt; in dem Augenblicke, wo ein Sohn dieses Landes ihr seine Liebe bot, war ihr einziges Gefühl: „Was würde Moritz sagen!“

„Lassen Sie mich fort, Monsieur de Castal, reden Sie nicht weiter!“ rief sie ängstlich und machte sich los von ihm.

Er sprang auf, vertrat ihr den Weg aus der Laube und erwiderte, sich ihre Befangenheit so günstig wie möglich deutend:

„Ich werde Alles thun, was Sie wollen, Mademoiselle, nur lassen Sie mich zurück mit einem

süßen Wort der Hoffnung. Ich liebe Sie, Freude, Sie wissen es, müssen es gefühlt haben! Ich bin allein um Ihretwillen in diesem Hause, bin allein für Sie der Beschützer Ihrer Verwandten und fordere nichts, bitte nur, bitte um ein Zeichen Ihrer Liebe!"

„Um Gotteswillen, Monsieur de Castal, lassen Sie mich fort!"

Das war das Einzige, was Freude bei den glühenden Reden de Castals sagen konnte.

Er näherte sich ihr und seines Sieges sicher, wollte er sie an sich ziehen und küssen.

Sie riß sich los und wie ein gejagtes Reh stürzte sie davon.

Was sollte sie thun? Welches Unglück! Wenn nur Moritz hier wäre! Mit diesen Gedanken, die sich schließlich aus dem Chaos von Empfindungen losrangen, das in ihr tobte, saß Freude auf dem Rande ihres Bettes und überlegte, daß es ihr unmöglich sein werde, Mutter und Tante diese Scene zu bekennen, bei deren Erinnerung immer noch wieder ihre Wangen tiefer erglühten.

Sie beruhigte sich endlich mit dem Glauben, de Castal werde begriffen haben, daß sie ihn nicht liebe, und werde sie vermeiden.

Wie aber vermehrte sich ihre Verwirrung, als

dieser mit glückstrahlendem, zärtlichem Lächeln sie im Familienzimmer begrüßte. Er schien keinenfalls eine Zurückweisung in ihrem Benehmen zu finden, gleichwohl suchte er durchaus nicht den Auftritt mit ihr zu erneuern. Er sprach nicht mehr von seiner Liebe, er vermied es, sie in Blick und Worten zu zeigen und ließ sie dennoch dieselbe zu jeder Zeit empfinden.

De Castal hatte gelernt ein einmal gestecktes Ziel nicht aufzugeben. Seine Erfahrung und Schlauheit gaben ihm vollkommen das rechte Mittel in die Hand, Freude wieder einzulullen in das arglose Vertrauen, das sie vorher in seiner Nähe so kindlich sicher anwehte.

„Du weißt, daß ich Dich liebe, aber Du weißt auch, daß ich Alles thue, was Du willst!" sagte sein ganzes Benehmen, und als trotz Freude's anfänglicher Vorsicht er dennoch sie eines Tages allein traf, da bat er auch in Worten demüthig, sie möge ihn nicht so hart strafen, daß sie ihn vermeide, er wolle ohne ihren Willen sie nie wieder mit seiner heißen Liebe beunruhigen.

Wie fein und zartsinnig wußte er dennoch tausendfach diese Liebe ihr dienstbar zu machen! Es bedurfte nur eines Blickes, eines halben Wortes von ihr, so war jeder ihrer Wünsche erfüllt. Um ihretwillen that de Castal Alles für die Tante, für

Moritz; er schrieb nach Paris um Nachrichten betreffs des Altlandammann, — was konnte er dafür, daß all seine Bemühungen nur den Erfolg hatten zu zeigen, man war entschlossen mit äußerster Strenge vorzugehen.

Frau Ursula hatte viel zu schwer an der eigenen Sorge zu tragen, als daß sie in de Castals Werben um Freude mehr gefunden hätte, als die gewöhnliche Galanterie des Franzosen. Frau von Bühren dagegen hatte klarer gesehen und ohne sich einzumischen mit Vergnügen bemerkt, daß Freude sich der Beflissenheit de Castals gegenüber mit all dem ruhigen Takte der Unbefangenheit benahm. Und in der That war Freude unbefangen; sie glaubte aufrichtig an die Aufrichtigkeit der Demuth und Bescheidenheit de Castals und ehrte und achtete ihn darum in erhöhtem Grade.

Achtes Kapitel.

Frau Ursula stand mit schwerem Herzen vor dem geöffneten und fast ganz leeren Geldspinde ihres fernen Gatten, von dem auch nicht ein Wort zu ihr drang, außer den Nachrichten, welche die öffentlichen Blätter brachten und wonach Ochs und Laharpe mit Ehre und Anerkennung seitens des Direktoriums überhäuft wurden, während man sich nicht genug zu thun wußte in Verspottung und Verhöhnung jener Berner Oligarchie, deren Häupter jetzt zum größeren Theil in französischer strenger Haft sich befanden.

Ein leises Klopfen störte sie auf. Sie kannte es; es war Heini, des Altlandammanns Kammerdiener, welch vornehm klingenden Titel er freilich nie geführt.

Der alte Heini war eben des Hauses Faktotum und von unerschütterlicher Treue.

„Gnädigste Frau, ich hab' es heraus! Es ist der Joseph, welcher den Spion macht; er giebt seit

längerer Zeit schon viel Geld aus, gestern Abend aber hab' ich ihn mit meinen eigenen Augen aus dem Hause des Commissair Rouhière kommen sehen; ich folgte ihm; was hat er dort zu thun? und er ging, denken Sie, gnädige Frau, zu einem Juwelier, kaufte dort einen Ring und begab sich damit zu der Mademoiselle Prichard, welche den Putzladen am Zeitglockenthurmplatz hält."

„Er soll fort, Heini, ich dachte es immer, daß er es sei; einen Beweis haben wir ja auch noch jetzt nicht."

„Wenn er aus dem Hause Rouhière's kommt, wenn er, der Diener, in dieser schweren Zeit Juwelen kauft?" rief der alte Mann.

„Dringende Verdachtsgründe, Heini, mehr nicht; aber sie genügen mir, ich muß ohnehin den größten Theil der Dienerschaft entlassen. Mein Geld ist zu Ende und woher neues nehmen?"

„Gnädige Frau thun recht daran," stimmte Heini zu. „Und wenn gnädigste Frau mein Geld nehmen wollten, mein Erspartes, ich brauch' es nicht und so lang' ein Ruti lebt, ist es mir ja sicher!" fuhr er beklommen fort.

„Alter Heini!" Die hellen Thränen stürzten der Frau aus den Augen. „Lass' das, nimmer

thät ich's und ich hab' ja auch noch einiges Geld."

„Meine gnädige Frau wird viel gebrauchen jetzt," sagte nun der alte Mann dringend, „unser Jungherr Moritz wird es auch brauchen können, aber er nimmt es sicher lieber von der Frau Mutter als von mir und deshalb wollte ich, meine gnädige Frau gäbe es dem Jungherrn."

Frau Ursula schüttelte ablehnend den Kopf und seufzte bitterlich.

„Und was hast Du ausgerichtet mit dem Borchart?" fragte sie.

„Ich dachte, die beste Nachricht bis zuletzt zu sparen," meinte mit glücklichem Lächeln der Alte. „Der Borchart willigt ein!"

„Er willigt ein, er will Dich zu ihm lassen, zu meinem Sohne?" rief voll Freude die Altlandammannin. „Wie hast Du's nur angefangen, daß Du ihn beredetest?"

„Sie wissen, gnädige Frau, seine Tochter, das Bärbely, möchte den Schusterfranz heirathen und Beide sind überaus arm, denn der Borchart giebt nichts heraus. Da hab' ich mich hinter das Mädchen gesteckt. Ich hab' ihr gesagt, hundert Franken zahlt ich ihr, wenn sie mich zum Jungherrn Ruti einlasse und tausendfünfhundert baar auf einem Brett, wenn sie ihm verhelfen

wollt, daß er loskäme. Das Mädeli ist gar gewitzt; sie versprach mir's und hatt' auch gleich einen guten Gedanken. Ich soll kommen und den Alten besuchen, wie ich öfter that, dann soll ich Wein mitbringen; wir trinken und geben dem Alten schweren Wein, der ihn berauscht. Bärbely will seinen Schusterfranz laden, der Wachtposten auf dem langen Gang, der zum Jungherrn führt, kommt wohl auch öfter zum Borchart herein, wir locken ihn heran und wenn Alle im besten Gange sind, hat mir das Bärbely die Schlüssel unbemerkt hinaus getragen, keiner sieht es, sie hängen im verschlossenen Schrank, aber in dem Schrank stehen auch die Gläser und die wird das Bärbely kriegen wollen. Daß ich dann, wenn sie brav trinken hinaus kann, den Jungherrn zu sprechen und mit ihm seine Flucht zu bereden, das ist Kleinigkeit, das Mädchen ist mit uns im Bunde und der Vater braucht nichts zu wissen, wird sich wohl auch hüten, was zu merken, das hab' ich ohnehin schon weg."

„Aber das Geld?" Frau Ursula hatte mit unendlicher Vorsicht jetzt ihr Ziel erreicht, sie konnte Moritz zur Flucht verhelfen, aber nun bedurfte es ja nicht nur zur Bestechung der Schließerfamilie, sondern auch für ihn selbst dringend des Geldes,

und vielen Geldes, nach den für damalige Zeit so ungeheuren Summen, welche man als Contribution, Kriegssteuer &c. eingefordert hatte. Die schwere Einquartierung zu erhalten, kostete ferner so viel, das Vermögen der Ruti's bestand zum größeren Theil in Grundbesitz, dessen Pächter jetzt ruinirt und in Stadthäusern, deren Bewohner kaum im Stande waren sich hinzufristen. Wohl hätte sie bei Wucherern borgen können, aber dagegen empörte sich der gerechte Stolz der ehrenhaften Frau, die es als eine hohe Genugthuung stets empfunden hatte, keinem Menschen Geld und Geldeswerth schuldig zu sein.

„Wenn meine gnädige Frau nur das meinige nehmen wollten," bat Heini.

„Wann sollst Du zum Moritz kommen? Wann kann Bärbely Dich einlassen?" fragte sie.

„Schon heute, sie sagt der Jungherr rase wie ein wildes Thier, sie könne es vor Mitleid nicht aushalten, der Vater sogar habe ihn bedauert."

„Großer Gott, geh zu ihm, Heini, er hat sicher schrecklich gelitten, ohne Licht Abends, keine Zeile lesen und schreiben zu können! Geh' und sag' ihm Alles, das Geld schaff' ich wohl noch. Aber wenn ich nur wüßt', warum der Borchart mir niemals ein Brieflein zustecken wollte von meinem Moritz und

ihm von mir, wir haben ihm doch viel Geld geboten!" sagte Frau Ursula.

„Der Borchart ist ein Fuchs; er läßt die Rechte nicht wissen, was die Linke thut, aber er nimmt mit beiden, gnädige Frau! Ich möcht' schwören, man bezahlt ihm die Strenge extra und nur weil ich dem Bärbely mehr versprach, als er bekommt, nur darum drückt er die Augen zu. Fünfzehnhundert Francs sind ein schönes Geld und der Heuchler hätt' mir nicht in's Ohr flüstern brauchen, als ich's mit dem Bärbely abgemacht: ‚Ich bin ein Treuer, ich halt's mit des Steiger Partei!' Er lügt, er hält mit Allen, aber was thut's, er nimmt unser Geld."

Neuntes Kapitel.

Die Zeit brachte so viele und so erschütternde Ereignisse, daß sogar die Mutter nur empfunden hatte, wie sie so reißend schnell verging, und während draußen der Frühling leicht und sachte sich über Berg und Thal, Wald und Feld breitete, hatte Moritz von Ruti, wie ihm schien vergessen und aufgegeben von den Seinen, in seinem Kerker geschmachtet. Nicht eine Kunde drang zu ihm von dem, was sich ereignete, keine Zeile von den Angehörigen, denn alle diese liebevollen Berichte der Mutter, welche sie durch de Castals Vermittlung sicher ihrem Sohn ausgehändigt und ihm damit die einzige ihr mögliche Erleichterung seines Zustandes gegeben glaubte, waren mitleidlos von dem Herdfeuer des Schließers Borchart verzehrt worden.

„Ich hab' Ordre von dem Herrn Offizier so zu thun, die Franzosen sind die Herren im Land,

da werd' ich doch kein Narr sein und rebelliren? Und zudem, wer giebt mir eine Zwanzigfrancsnote für meine Botendienste, der Herr Offizier aber hat mir sie gegeben, wenn ich Nichts hinein und Nichts heraus ließe was wie ein Schriftstück aussehe und dem Jungherrn Ruti gelte!" hatte der Schurke, der für alle Parteien käuflich war, zum Bärbely gesagt, als dies ihm Vorhalte machte.

Seit seiner Mutter Besuch hatte Moritz Ruti seine Gefangenschaft sehr verschärft gefunden. Man kam seine Zelle zu durchsuchen, nahm ihm was irgend wie eine Flucht hätte bewerkstelligen können, darunter auch jenes kleine Messer de Castals, und er merkte in den Verhören, daß man mit ganz besonderer Erbitterung von der Oligarchie und ihren Freunden redete. — Tag für Tag erwachte er auf dem schlechten Lager, um mit Entsetzen sich bewußt zu werden, daß er gefangen sei, und Abend für Abend legte er sich erst nieder, wenn er ganz schwindelnd und betäubt von dem rastlosen Durchschreiten seines engen Käfigs an Seele und Körper zusammenbrach. Seine kräftige Konstitution machte ihm dies Eingeschlossensein zu verschärfter Pein; die urwüchsige Gliederstärke, auf die er immer mit freudigem Stolze sich berufen, quälte ihn in der gezwungenen Unthätigkeit bis zum Fieber. Er, der

gewohnt war viel im Sattel zu sein, dem Jagd und die damit verbundenen, anstrengenden Gebirgstouren eine Lust gewesen waren, er hatte kaum vier Schritte bis zur Wand seines Gefängnisses. Noch mehr als der Körper litt der Geist. Kein Buch, keine Möglichkeit sich nach außen hin mitzutheilen, keinen Menschen um nur einmal ein paar Minuten mit ihm zu reden, denn Borchart fand es angemessen, sich als ein Muster der Strenge und Pflichttreue den neuen Herren zu empfehlen! Und nun dazu die Sorge um das Geschick des Landes, der Seinen, um das eigene Geschick und die damit verbundene Sehnsucht nach Freiheit! Es war furchtbar für den an ein thätiges Leben gewöhnten jungen Mann, furchtbarer aber noch als das war in ihm eine stete qualvolle Angst, die sich einzugestehen er sich beinah schämte und die ihn gleichwohl fast wahnsinnig machte, die Angst, sein Bruder werde Freude nicht sehen können, ohne sie zu lieben, und diese werde eines so schönen und gewandten Mannes Liebe schnell genug erwidern müssen. Und wenn er dann sich tröstete, Friedrich werde längst wieder fort sein, so mußte er sich sagen, er habe vielleicht die Bührens schon auf dem Wildschlößli, habe sie wohl gar selbst hingeleitet!

Oder auch, wenn dies Alles nicht zutraf, so

war der Castal in Bern! Hatte er nicht jenen Franzosen schon gleich am ersten Morgen sein elterliches Haus umschleichen sehen? hatte er nicht instinktmäßig schon einen Haß auf de Castal gehabt, ehe er ihn nur kannte und dann, — das war das Schlimmste! — hatte er nicht deutlich gesehen, wie ein Blick voll triumphirender Schadenfreude rasch, blitzartig nur, aber unverkennbar, ihn aus de Castals Augen getroffen, als er arretirt wurde und von Brune's Grenadieren hinweggeführt. Der Blick machte ihm am Meisten zu schaffen. Er liebte Freude; sie war fast noch ein Kind, als er sie in Deutschland zuerst sah, ein Kind, das sich um den schweigsamen, ungelenken Vetter wenig kümmerte. Freude hatte vielleicht nie wieder an ihn gedacht, er aber nahm das Bild des schönen blondhaarigen Mädchens, das beinah zu kindlich für seine Größe und seine Jahre schien, mit sich in die Heimat, ohne sich selbst bewußt zu werden, daß dies Bild ihm noch so bittere Leiden bereiten sollte. Er war es auch, der mit voller Entschiedenheit betonte, eine so nahe Verwandte der Ruti und Reding dürfe nicht in Armuth und Schutzlosigkeit bleiben und der durch der Mutter Einfluß den Vater bestimmte.

Nun war Freude gekommen. An seinem heimlichen Herzensjubel wurde er erst gewahr was sie

ihm geworden und er konnte sich nicht satt sehen an ihrer so frischen und zarten Schönheit; ihre Stimme war ihm Musik, ihre einfache und natürliche Weise, die doch wieder so viel Energie und Selbstständigkeit verrieth, erfüllte ihn mit Wonne. Und, ein Moment war es, an den sich all sein Hoffen klammerte, ein Spinnwebfaden, dessen Haltlosigkeit er auch immer wieder erkannte, der Moment, als Freude, erschreckt und fortgerissen von Angst um ihn, sich aus dem Fenster lehnte ihm etwas zuzurufen! Er hatte nichts verstanden, aber ihr bleiches, erregtes Gesichtchen, der Ausdruck der Augen, die jähe Heftigkeit des Impulses, der sie getrieben, das Alles erfüllte ihn für Momente mit Seligkeit, um hernach ihm sein Unglück und seine Gefangenschaft doppelt hart zu machen.

Moritz von Ruti saß ohne Licht, finsteren Gedanken nachhängend in seiner Zelle.

Der gemessene Schritt des Wachtpostens im Gange war seit einiger Zeit verklungen, das kam wohl vor, der Gefangene achtete nicht darauf. Aber er fuhr empor, als zu so ungewohnter Stunde die Riegel leise klirrten, als eine Hand behutsam den Schlüssel drehte und dann plötzlich ein Lichtstrahl in seine Zelle fiel.

Er war so sehr an Dunkelheit gewöhnt, daß er die Augen sofort geblendet schließen mußte.

„O, mein Jungherr Moritz, lieber Herr, so hat man Sie hier zu halten gewagt?" sagte die zitternde Stimme des alten Heini fast schluchzend.

Es brauste dem Ueberraschten in den Ohren wie ein Wasserfall, mit Gewalt mußte er sich zusammenfassen, daß die Freude ihm die Besonnenheit nicht raubte.

„Heini! Alter! Wie hast Du das möglich gemacht?" rief er und in einem Athemzug fragte er weiter und Heini berichtete, während sie Hand in Hand da standen. Tausend Dinge wollt' er wissen, wollte sie alle zugleich wissen und darüber dauerte es länger als nöthig, um ein klares Bild der Zustände im Staate und im Elternhause zu gewinnen.

„Und Du sagst, Ihr habt Einquartirung? Arme Mutter! Wie kann sie dem Allen gerecht werden?" fragte er weiter.

„O, der Herr Kapitän de Castal ist wie ein Sohn im Haus und weiß nicht, wie er schön thun soll mit der Frau Mutter und der Frau von Bühren, aber er meint natürlich Mademoiselle und verdreht die Augen um sie wie ein kranker Hahn!" hatte Heini geantwortet und vor der leidenschaftlichen Heftigkeit seines jungen Herrn war der Alte so er-

schrocken, daß er ganz konfuse Antworten gab und Moritz flüchtig glauben ließ, Freude begünstige de Castal.

„Nein, nein, Herr, Mademoiselle ist keine von der Art; sie hilft der gnädigen Frau wie ein Töchterlein und pflegt die Mutter, die sich auch sichtbarlich erholt, aber nicht einmal in den Garten kommt Mademoiselle Freude, wenn der Kapitän um den Weg ist, sie geht nur spät Abends hineiu, wenn Monsieur de Castal in dem neuen Clubb ist, den sie gegründet haben, weil die alten Berner Gesellschaften und Zünfte keinen Franzosen unter sich dulden wollen und lieber nicht zusammenkommen, da sie ja die Macht nicht haben, sich der theuren Freunde zu entledigen.“

„Schweife nicht ab, erzähle von — —“ Es war diese stolze und edle Verschlossenheit, die wiederum Moritz von Ruti zum Schweigen zwang. Wie sollte er seine Liebe bekennen? Eine Liebe, die so wenig Hoffnung auf Erwiderung hatte, mußte er tief in sich verschließen, — so empfand er, und wenn je ihn der süße Glückstraum überkam, daß er Gegenliebe fände, nun, so sollte nur sie, sie allein dies erste Geständniß seiner ersten Liebe empfangen. Und bei dem Gedanken, daß er sein Herz der Geliebten so frisch und unentweiht bieten dürfe, wie er sie zu

finden gewiß war, hob sich sein Muth, seine Gestalt richtete sich empor und der schönste, edelste Mannesstolz schwellte seine Brust.

Der alte Heini hatte nicht lange Zeit mehr zum Erzählen, er mußte die Verabredungen wegen der Flucht treffen und Bärbely hatte herrlichen Rath geschafft. Sie wollte einen großen Rauch anstellen, indem sie mit nassen Säcken den Rauchfang verstopfte, der Schuster Franz hatte einen Freund, der Essenkehrer war, von dem sollte er einen Arbeitsanzug bringen und sie schaffte denselben in die Zelle zu Moritz. Als Essenkehrer schlüpfte er hinaus, wenn sie an des Vaters Stelle ihm Mittagbrot brachte, und als Essenkehrer ging er hernach am hellen, lichten Tag aus dem Gefängniß und aus der Stadt.

„So kann ich auch die Mutter sehen! Ich kann sie. — Keine Seele wird mich erkennen und ich bin ihr nah, kann vielleicht mit ihr reden!" jubelte Moritz Ruti auf. Dem sonst so gehaltenen über die Jahre ernsten, jungen Mann schien das frühere Gleichgewicht der Seele in der Hast verloren gegangen zu sein, so etwa dachte Heini, ohne sich diese Bemerkung recht klar zu machen.

„Um Gottes willen, Heini, kommt heraus, eilt,

eilt, die Wache wird abgelöst!" flüsterte Bärbely draußen in Todesangst.

Ehe Moritz Zeit hatte noch eine weitere Frage zu thun, war der alte Diener fort, die Schlösser klirrten und dann eilten sie wie gejagt davon; eine Minute später zog der neue Wachtposten auf.

Zehntes Kapitel.

„Sie sehen heute so besonders aufgeregt aus, liebe Tante?“ fragte Freude in Gegenwart de Castals.

Dem war so, der wachsame Franzose warf einen raschen, scharfen Blick auf das Gesicht der alten Dame, die unter seinen Augen erröthete und erbleichte vor Schrecken und Angst, daß Freude in ihrer Arglosigkeit sie verrathen könne. Frau Ursula's Geistesgegenwart ließ sie jedoch nicht im Stich.

„Du bist ein gar scharfsichtig Maidli,“ lachte sie gezwungen, „nun Du's aber doch merkst, muß heraus, was ich nicht auszusprechen mich getraute. Ich muß ungastlich scheinen, liebe Nichte,“ wandte sie sich an Frau von Bühren, „ich kann Euch nicht länger hier herbergen und trage mich mit dem Gedanken, daß ich Euch fortschicken möcht'! Die Frau von Wattenwyl geht hinauf nach ihrem Schloß, sie

hat einen Geleitschein und bewaffnete Dienerschaft genug; von Schloß Wattenwyl ist's nicht gar weit bis Thun, sie hat sich erboten, Euch mit ihren Leuten dorthin zu schaffen und über den See ist keine Gefahr. Aber Ihr müßt nur nicht meinen, ich thät's gern! Das war's, was mich aufgeregt hat!"

Mutter und Tochter waren nur zu froh der Aussicht aus diesem Wirrsal heraus endlich in feste und gesicherte Verhältnisse zu kommen. Was Frau Ursula erzählt hatte von dem alten „Fräule," der Tante Armgard, das klang tröstlich und vertrauenerweckend, und daß sie der Ersteren mehr ein Gegenstand der Sorge und Last als der Hülfe sein würden, das war sicher.

So hatte denn Freude's Antlitz keineswegs Betrübniß gezeigt bei der Eröffnung Frau Ursula's und de Castal, der sichtlich sehr unangenehm berührt schien, sah sie mit vorwurfsvollen Blicken an. Er bemerkte mit großer Lebhaftigkeit, daß es trotz des Geleitbriefes ein großes Wagniß sei, die Damen jetzt reisen zu lassen, erbot sich dem General, der Bern verlassen hatte und jetzt in Zürich und Luzern dieselben Zustände einführte, die in Bern so erdrückend das Volk belasteten, schriftlich Vorstellungen zu machen, ihn um Milderung der Strafe, d. h.

Verringerung der Einquartierung zu bitten und Frau Ursula war schlau genug dies Anerbieten anzunehmen, ohne irgend welche Versprechungen zu geben. Es fiel ihr jetzt zuerst auf, daß de Castals Interesse für Freude ein wärmeres sein müsse.

„O, Du Kindskopf,“ rief sie, als er kaum fort war um sogleich auszuführen, was er versprochen, „hat man je ein solch unvorsichtig Mädchen gesehen! Red'st da von aufgeregt! Als müßt ich nit aufgeregt sein, heut, wo der Moritz frei wird!“

„Moritz? Sie lassen ihn frei?“ rief Freude und wußte nicht recht, ob sie lachen oder weinen sollte.

„Freilich, das werden sie schon! Die Schändlichen! Ich und der Heini wir machen ihn frei, das ist's!“ jubelte die Mutter.

„Und wohin geht er, nach dem Haus hier kann er doch nicht kommen?“ fragte Freude.

„Unmöglich! Der Unvernünftige hat es zwar zuerst gewollt! Hat sich so unmenschlich gesehnt, mich, sein Mutterli wiederzusehen, mit mir zu reden! O, der Heini hat mir's erzählt, daß mir die Freudenthränen gekommen sind, er hat von mir geredet in einem Ton, als wär ich ihm das Liebste auf der Welt!“

„Das sind Sie auch, Tante, ich bin überzeugt davon, er ist so gut und lieb gegen Sie!" sagte Freude und zum ersten Male kam ihr der Gedanke, es müsse die Mutter sehr glücklich machen, so vom Moritz geliebt zu werden; ja, sie gingen noch weiter diese Gedanken und sagten: „Ich möchte wohl wissen, ob er wohl auch an mich denkt?"

Liebte Freude den Vetter? Sie wußte es wenigstens selbst nicht und machte es sich auch nicht klar, denn zunächst hatte sie mit der Tante gar viel zu besprechen, da diese den Reiseplan in der That ernstlich gemeint, obgleich nur als Vorwand benutzt hatte. Dann kam de Castal wieder zurück und Freude fühlte plötzlich mit Schrecken, daß er sich Mühe gab sie zu sprechen, mit ihr allein zu sein. Er hatte sie völlig sorglos gemacht durch seine Zurückhaltung, sie hatte ihn gern, fühlte wirklich Vertrauen zu ihm und eine große Dankbarkeit; gleichwohl war sie sicher ihn nicht zu lieben und während ihr Herz zwischen Mitleid mit ihm, der so melancholisch heute aussah und Angst vor seinen heißen Blicken schwankte, suchte sie auf alle Weise ihn zu vermeiden.

Das gelang ihr auch und als der Abend sich senkte, sah sie ihn zu gewohnter Stunde das Haus verlassen, hörte wie seine Sporen klirrten, als er

die Straße hinab schritt und athmete froh und erleichtert auf, als sie endlich vor ihm sicher war.

„Haben Sie Nachricht von Moritz, liebe Tante?“ fragte sie diese leise, die in der Küche stand und mit dem Essenkehrer in lebhafter Unterhaltung war. —

Der Mensch machte eine ungestüme Bewegung; ein Soldat kam in die Küche Wasser zu holen, Frau von Ruti legte den Finger an den Mund und gab Freude ein Zeichen sich zu hüten, dann zeigte sie dem Essenkehrer, wie der Rauchfang geändert werden müsse. Freude war in den Garten gegangen, und hatte ihr Lieblingsplätzchen aufgesucht, jene Bank, unter dem jetzt blühenden Kirschbaume im Bosquet. —

„Ich wußt es, mein Engel, daß ich Dich hier finden würde,“ flüsterte plötzlich eine leise, zärtliche Stimme neben ihr. Sie wollte sich entsetzt aufrichten, ihre erschrockenen Blicke hefteten sich auf de Castal, der durch die Nebengebäude zurückkehrend, seine List glücken sah. Er war hinter sie getreten und hielt sie fest umschlungen.

„Glaubst Du denn ich werde Dich fliegen lassen, mein wildes Täubchen?“ lachte er triumphirend. „Glaubst Du, de Castal werde sich begnügen mit dem Liebeswerben und Girren? — Sage mir nicht,

daß Du mich nicht liebtest, meine schöne Freude, ich will es, Du sollst mich lieben und Du wirst es, bist Du auch so scheu und wild, als wüßtest Du nichts von Liebe und Liebesglück!"

Todtenbleich, mit entsetzt starrenden Augen suchte sie ihn von sich zu wehren; ihre Lippen bebten und doch war sie keines Wortes mächtig.

Ihre Schönheit, ihre Fassungslosigkeit schienen de Castal noch mehr zu entflammen. Er riß sie ungestüm in seine Arme; ein lauter, gellender Aufschrei brach sich Bahn über ihre Lippen, sie stieß ihn heftig zurück und in demselben Augenblick fiel ein Faustschlag dem Kapitän in das Gesicht, daß er taumelnd sie losließ und zu Boden stürzte. Das Blut schoß ihm aus Nase und Mund, er stieß einen Schrei aus, der gar nichts menschliches mehr hatte, so furchtbar klang die äußerste Wuth und eine Rachsucht, die an Wahnsinn streifte, aus demselben. Mit einem Satz war er wieder empor, er sah furchtbar aus; bleifarbige Blässe lagerte auf seinem Gesicht, seine Augen sprühten Blitze und dann hatten dieselben wie es schien, ihr Ziel gefunden. Mit einem Sprunge, wie ihn der Tiger macht, der sich auf sein Opfer stürzt, warf er sich in das Gebüsch, Freude hörte einen Pistolenschuß, — dann war Alles still.

Lautlos, krank und schwindelnd schlich sie in's Haus. Hatte sie denn geträumt? War denn das Alles erlebt? Hatte sie wirklich gesehen, daß die hohe Gestalt des Essenkehrers auftauchte aus dem Gebüsch, diese breite, robuste Gestalt, die ihr bekannt erschien, und die mit einem Schlage, der ihn tödten konnte, de Castal niederstreckte.

Wo war er geblieben? Wo war de Castal? Sie sank weinend und bebend neben Frau Ursula nieder, die in ihrer Schlafkammer zu beten schien und erst als die mächtige Erschütterung sich legte, konnte sie erzählen.

„Allmächtiger Gott, das war Moritz gewesen! Er war es, der sie rettete!"

Ihr schienen diese Worte, welche die Tante im heftigen Schrecken über die neue Gefahr des Sohnes rief, wie Musik.

Moritz! Er? Er hatte sie befreit von diesem schrecklichen de Castal? Aber er hatte sie in seinen Armen gesehen, er konnte nicht wissen, daß sie de Castal verabscheute, und jetzt that sie das in der That! Was mußte Moritz von ihr denken? —

— — — — — — — — — — —

Zwei Tage später reiste die Gemahlin des Oberlandvogt von Wattenwyl, deren Gatte ebenfalls zu den gefangenen und weggeführten Berner

Patriziern gehörte, hinauf nach dem in der Nähe von Thun gelegenen Schlosse gleichen Namens. Einflußreiche Freunde hatten ihr Sicherheit vor Belästigung seitens der Franzosen verschafft, ihre bewaffneten Diener sollten ihr ein Schutz gegen das eigene Volk sein, dessen Hefe in diesen schrecklichen Zeitläufen schmutzig und schäumend emporkam. Zügellose, raubsüchtige, trunkene Banden durchzogen das Land; Landstreicher, Gesindel aller Nationen hatten sich eingefunden um Beute zu machen, und unter sie mischten sich, zum unendlichen Schmerze der Patrioten, auch schweizerische Elemente.

Dem Reisewagen der Frau von Wattenwyl folgte der der Frau von Bühren, bespannt mit den kräftigen Pferden des Altlandammann und ohne Gefährde war man hinausgekommen über das Weichbild der Stadt in das offene Land.

Frau Ursula hatte nach der letzten Scene Freude's mit de Castal eingesehen, daß hier nur Freude's schleunigste Entfernung sie Alle vor peinlichen Berührungen und vielleicht gar schweren Unannehmlichkeiten schützen könne.

De Castal blieb auf seinem Zimmer. Er sei erkrankt, hieß es, und die geängstigte Frau hatte alle Ursache seine Zurückgezogenheit zu bedauern, denn die Quartiergäste machten sich die Befreiung

von dem durch ihren Offizier auferlegten Zwang in der schlimmsten Weise zu Nutze. Sie fingen an zu toben, zu pochen, Forderungen und Ansprüche zu machen, die Frau Ursula gar nicht alle befriedigen konnte; sie belästigten die weibliche Dienerschaft und wagten es, freche Blicke auf Freude zu werfen.

Wer de Castal in der Einsamkeit seines verdunkelten Zimmers hätte sehen können, würde sich entsetzt haben, nicht nur vor dem entstellten Antlitz des sonst so hübschen Mannes, sondern noch mehr vor dem Ausdruck fast wahnsinniger Wuth und Rachsucht, der in seinen Augen glühte.

Er hatte keine Ahnung wer ihm jenen Schlag versetzt; er hatte nur gesehen, daß es eine ihm unbegreifliche Erscheinung, — er meinte eines Negers Antlitz gesehen zu haben, — war, die mit Tigeraugen und erhobener Faust aus dem Gebüsch aufgetaucht und darin wieder verschwunden.

Am schwersten litt der so furchtbar erbitterte junge Offizier unter dem Gedanken, daß Freude die Zeugin seiner Entehrung gewesen. Tausendmal schon hatte er sich geschworen, sie solle auch Zeugin seiner Rache sein. — In ohnmächtiger Raserei hätte der Kapitän sich selbst, Freude, die ganze Menschheit mit seinen Fäusten zermalmen mögen und hier mußte er nun sitzen, bei geschlossenen Fensterladen

eine heftige Augenentzündung vorschützend, mußte hören, daß die Reisevorbereitungen für Frau von Bühren mit unerwarteter Eile getroffen wurden und sich sagen, daß er weder wisse, wer ihn so tückisch getroffen, noch daß er Gelegenheit habe die spröde Deutsche, die ihm trotz seiner Wuth jetzt begehrenswerther als jemals erschien, zu besiegen. Er lachte in höhnischer Schadenfreude, als er hörte, wie seine Soldaten immer lauter und zügelloser tobten; das war ihm lieb so, seine Erbitterung ging so weit, daß er selbst Frau Ursula haßte, in deren Hause ihm diese Schmach angethan war. Und wer konnte der Thäter sein? Wo war dieser heimliche Feind, dessen Vorhandensein er kaum ahnte?

Freude von Bühren war abgereist; mit Verzweiflung hatte de Castal am Spiegel sich überzeugt, daß er nicht daran denken konnte, sein Zimmer zu verlassen, oder seine Freunde, die zahlreich kamen ihn zu besuchen, zu empfangen. Der Langenweile anheimgegeben hatte er vollauf Zeit, sein Hirn zu zermartern mit vergeblichem Grübeln. — — —

Da kam einige Stunden nach Freude's Abreise der Diener de Castals und meldete, es gehe das Gerücht, der Jungherr von Ruti, der im Thurm gesessen, sei als Essenkehrer verkleidet, entflohen und zwar schon seit mehreren Tagen, man habe nur

jeden Lärm darüber unterdrückt, um seiner desto sicherer habhaft zu werden.

Wie ein Blitz traf diese Nachricht de Castal. Moritz Ruti frei! Er, der Freude liebte! Sein Nebenbuhler, den er gehaßt hatte, ehe er nur seinen Weg gekreuzt!

Der Diener fuhr zitternd zurück vor dem Ausbruch zügelloser Wuth, der de Castal in seiner furchtbaren Aufregung Alles zertrümmern ließ, was ihm unter die Hände kam!

Moritz von Ruti frei —! Er, er allein war sein Beleidiger — o, jetzt tagte es vor ihm! Der auf das Aeußerste gebrachte Mann schloß sich ein und rang wie ein Held mit den Dämonen sinnloser Leidenschaft, bis es ihm gelungen war sie zu bändigen. Dann setzte er sich, blaß wie ein Gespenst und ganz ermattet von all dem inneren Kampf an seinen Schreibtisch, machte eine Meldung an seine Vorgesetzten, des Inhalts, er sei überzeugt, der entflohene Moritz von Ruti werde sich in der Nähe seiner nach Thun reisenden Verwandten befinden, eile man, so werde man den Flüchtling sicher dort treffen.

Dann legte er sich nieder; nicht um zu ruhen, sondern um seinen Geist zur Durchführung seiner Pläne durch strenge Schulung vorzubereiten. Er

zwang sich mit einer fast übermenschlichen Gewalt still zu liegen, obgleich das Fieber und die Erregung seines Gemüthes ihm das zu einer Höllenqual machten. Er wollte sich beherrschen lernen; ruhig, kaltblütig, besonnen und mit Wollust wollte er sich rächen an dem Manne, der seine Hand gegen ihn erhoben; aber er wollte seine Rache kalt genießen.

Draußen vor der Stadt prangte der Frühling im ersten duftigsten Zauber. Kaum drei Wochen hatten die Bühren's in Bern verlebt und Freude war es, als seien es Monden gewesen, so vieles Schweres hatte sich in der kurzen Zeit ereignet. Mit Entzücken genoß sie die freie, milde Luft, den Anblick der so reichen, im satten Grün prangenden Felder, Wiesen und Triften und mit lebhafterem Herzklopfen sagte sie sich, daß auch Moritz Ruti jetzt wieder in Freiheit, des Frühlings sich erfreuen könne. An der Aar hin fuhren sie, deren rauschendes Wasser das ganze Flußbett füllte. Zuweilen hoben sich die Wolken, die den Horizont bedeckten und dann wurde in der Ferne die lange Kette schneebedeckter Berggipfel sichtbar.

Die Wege waren gut, man kam trotz der Schwere der Wagen rasch vorwärts, so lange man sich auf dem Stadtgebiet befand; kaum aber war dieses verlassen, als alle jene Unannehmlichkeiten

sich bemerkbar machten, von welchen man in der Stadt geredet.

Die niederen Bauern hatten offenbar ihre Arbeit verlassen, und zogen es vor, in den zahlreichen Schenken der Dörfer und an den Landstraßen herum zu lungern. Gesindel aller Art, Tagediebe, der Auswurf der benachbarten Nationen, Italiener, Franzosen, Belgier, Deutsche, hatten sich dazu gefunden und während diese den bisher bei ihrer Arbeit zufriedenen ruhigen Landleuten auseinander setzten, daß es Tollheit sei zu arbeiten, wo Frankreich die Aristokraten zwingen werde, ihre Reichthümer mit dem Volke zu theilen, tranken sie auf dieses Volkes Kosten und war das nicht länger möglich, so zog man gemeinsam weiter, um das erste beste Besitzthum eines wohlhabenden Mannes zu überfallen, zu rauben und zu verwüsten was sich vorfand, und die ärgsten Mißhandlungen auszuüben.

Kam die Reisegesellschaft an eins dieser Wirthshäuser, so hörte man schon von Weitem das wüste Geschrei der Zechenden; sie liefen heraus, höhnten und insultirten die Insassen der Wagen und schickten den rasch Vorübereilenden Steinwürfe nach. Das Alles ertrug sich, da man unter gutem Schutze war; hatten gleichwohl die Pferde demnächst Ruhe nöthig und Futter, so sah es schlimm aus. Man berieth

und kam zu dem Resultat, daß man eine einsam am Wege liegende kleine Schenke zum Rasten wählen wolle, aber als man diese erreichte, war sie niedergebrannt und verlassen und ebenso ergab es sich mit einem großen Bauerngute, das in nächster Nähe des Weges sich befand. Der weinende Besitzer erklärte, er habe nichts mehr, die Franzosen hätten sein Vieh weggeführt, seine Habe ebenfalls und eine dieser Banden dann seine größeren Vorräthe, da man sie nicht fortschleppen konnte, verbrannt. Der Mann war ein Bild des Jammers und was er als selbst erlebt erzählte, klang so entsetzlich, daß man es kaum glauben mochte.

Es blieb nichts übrig, als das nächste Dorf zu erreichen; um so mehr als man jetzt mehrerer Sicherheit wegen die große Fahrstraße verließ und auf Umwegen durch einsamere Gegenden zu fahren gedachte.

Kaum hatten die Wagen sich wieder in Bewegung gesetzt, als die Kutscher sich erschreckt zuriefen, es kämen Franzosen auf sie zu. Glücklicherweise war es nur ein einzelner berittener Gendarme. Er kam eilend nachgesprengt und war aus einem Seitenwege erschienen. Am Wagen der Frau von Wattenwyl hielt er sein Roß an, nachdem er einen langen forschenden Blick in den zweiten Wagen

gethan. Beide Gefährte hielten. Es fand sich, daß der Gendarme seitens der französischen Militärbehörden der Frau von Wattenwyl nachgeschickt worden war; man habe, meldete er, von neuen Unruhen und Excessen gehört und sich verpflichtet gehalten, die edlen Damen um so mehr zu schützen, als sich der Herr Schultheiß von Frisching in seiner Sorge persönlich für sie verwendet habe.

Frau von Wattenwyl war sehr erfreut durch diese Aufmerksamkeit und sprach dem Franzosen ihren Dank aus. Dann ging es wieder vorwärts und mit ernster Miene ritt der Gendarme bald vor, bald neben dem Reisezuge, sorgfältig ausspähend und sichtlich von ernstlichen Befürchtungen erfüllt.

„Das Pferd sieht gerade so aus wie Vetter Moritz sein Sahib!“ sagte Frank und schaute voll Interesse auf des Franzosen Pferd.

Der andere Knabe widersprach.

„O, sieh nur, es hat sogar dasselbe Sternchen wie das des Vetters!“ rief Susanne dagegen.

Alle drei Kinder drängten sich an die offene Wagenseite und es that ihnen sehr leid, daß der Franzose jetzt plötzlich wieder weit nach vorne sprengte.

Freude war zusammengefahren. Sie wurde glühend roth und wieder blaß bei einem Gedanken, der plötzlich ganz klar vor ihr stand.

Das war Moritz! Sie hatte gleich beim ersten Sehen das Gefühl gehabt, es sei etwas Bekanntes in der Erscheinung des Franzosen, aber diesen Gedanken keinen Augenblick weiter verfolgt.

Sie wagte gar nicht hinauszusehen! Aus der Kinder Reden hörte sie, er ritte an der Spitze des Zuges und in wahrer Todesangst dachte sie daran, die Kinder möchten ihn erkennen.

Welches Wagniß! — Ein wahrer Sturm von Empfindungen überkam das junge Mädchen, das zu jung und kindlich war um dieselben zu analysiren, war doch die Angst um den Vetter, der ihr ein Retter aus de Castal's Armen geworden war, ein so natürlicher Grund zur Aufregung.

„Wie siehst Du aus, Kind? Du bist plötzlich ganz blaß?“ rief die Mutter.

„Es ist nichts, ich brauche nur frische Luft!“ stotterte Freude, unentschlossen, ob sie der Mutter ihre Entdeckung mittheilen solle. Sie war so gewöhnt für dieselbe immer nur an Schonung zu denken, daß sie auch jetzt schwieg.

Der Gendarme hatte am Wege gehalten und ließ die Wagen an sich vorüberfahren.

Freude sah erröthend hinaus, sich zu vergewissern. Nein, er war es nicht! Und dennoch! Sie konnte nicht in's Klare darüber kommen. Der

Franzose sah ihren aufmerksamen Blick, er lächelte und grüßte militärisch mit vortrefflichem Anstande.

Tief beschämt lehnte sie sich zurück, sich über sich selbst ärgernd, weil sie dem fremden Manne Veranlassung zu diesem Lächeln gegeben, das sie, in ihrem Aerger und unter der Nachwirkung ihrer Erlebnisse mit de Castal, unverschämt nannte.

Richtig! Jetzt ritt er neben ihrem Schlage. So tief sie konnte, schmiegte sie sich in die Kissen des Wagens. Er ritt vorwärts, warf einen scharfen Blick hinein und blieb dann neben ihr.

Der Unverschämte! Sie schloß die Augen und that, als wolle sie schlafen. Er blieb hartnäckig an ihrer Seite und sah wahrhaftig von Zeit zu Zeit in den Wagen, ja er zog mit freundlicher Sorgfalt dic wärmende Decke um sie herum.

Frau von Bühren dankte. Freude wurde trotz des Schlafes glühend roth vor Aerger.

„Sie werden hungrig sein, die lieben Kinder, wir sind sogleich beim Dorfe!" sagte der Franzose, indem er seine Stimme dämpfte, um die Schläferin nicht zu stören zu Frau von Bühren.

Das junge Mädchen fuhr empor. Das war die Stimme von Moritz! Fortgerissen von dieser Empfindung, die aus Angst und geheimer Freude gemischt war, schaute sie ihn voll an, einen Moment

trafen sich ihre Blicke. Es war Moritz! Und gleich darauf wurde sie wieder völlig irre, als er nun sein Pferd anhielt und zurückblieb.

Die Wagen hielten, die sehr ermüdeten Thiere mußten eine Stunde ruhen.

Von den mitgeführten Vorräthen wurde ein kleines gemeinsames Mahl improvisirt, welches man unter einigen Bäumen am Wege abhielt. Die Wirthsleute waren mürrisch und unlustig, mit arg-wöhnischen und angstvollen Blicken sahen sie auf den Franzosen, der mit äußerster Sorgfalt sein Pferd verpflegte, ohne sich um etwas Anderes zu kümmern, nur immer mit den Blicken hinüber-schweifend zu den Damen und nebenher wachsam die ganze Gegend überschauend.

Er forderte Branntwein und rieb damit sein Pferd ab, hüllte es in eine Decke und schien sich über das Interesse der Knaben für das Pferd zu amüsiren. Aber er verstand kein Deutsch, die Kinder seine Sprache nicht und so konnten sie einander nur pantomimisch unterhalten.

„Sieh nur her, wahrhaftig, hier hat das Pferd auch genau das weiße Streifchen am Hinterfuß wie der Sahib!“ rief Frank.

Der Franzose fuhr ein wenig zusammen. Dann

trieb er die Kinder fort und that sehr bärbeißig mit ihnen.

Freude beobachtete das Alles. Es war Moritz, da war doch kein Zweifel.

Sie stand auf von ihrem Platze, es trieb sie hin zu ihm, ihn zu bitten, er möge eilen, fortfliehen, damit man ihn nicht wieder ergreife. Eine fieberhafte Angst um ihn ließ ihr keine Ruhe.

Unter dem Vorwande, sich ein Tuch holen zu wollen, näherte sie sich dem Wagen; kaum hatte der Gensdarme dies bemerkt, als er mit raschem Sprunge neben ihr war und sich mit der dem Franzosen angeborenen Höflichkeit bemühte, ihr zu helfen.

Wieder begegneten sich ihre Augen und jetzt lag in denen des jungen Mannes ein solcher Glanz, es flog ein so glückseliges Lächeln über sein Gesicht, als er den angstvollen Blick des Erkennens und Bangens um ihn sah, daß Freude's Herz in wunderlicher Heftigkeit zu klopfen begann.

„Bist Du es wirklich, Moritz!" hauchte sie, unter seinem Blick in tiefer Beklommenheit erröthend.

War's der Ton ihrer Stimme, der ihn verstummen machte?

Er nannte nur ihren Namen, aber in dem einen Wort lag eine ganze Welt.

„Freude!"

Ihre Hände fanden sich und ruhten einen Moment ineinander.

Dann fuhren sie in jähem Schrecken empor.

In vollem Trabe näherten sich Reiter. Beim Himmel, es waren die Grenadiere de Castals! Ihre Uniformen blitzten im Sonnenstrahl, sie waren schon ganz nahe.

„O, Gott, Moritz!"

Er erbleichte ein wenig.

„Sei still, Freude, verrathe keine Unruhe," bat er hastig.

Mit lautem Geschrei nahten sich zwei Franzosen, sie machten Halt, warfen sich von den Pferden und schickten sich an, sich umzusehen, als der Gensdarme vortrat und mit vergnügtem Gesicht sie als Kameraden begrüßte.

Sie sahen ihn überrascht an, aber bei dem Anblick der französischen Uniform fiel ihnen natürlich nicht ein Argwohn zu schöpfen.

Dem Range nach war der Gensdarme der Höhergestellte und vollkommen berechtigt, sie zu fragen woher sie kämen, wohin sie wollten. Er that das mit dienstlicher Haltung und so korrekt, daß auch nicht ein leiser Zweifel in ihnen aufstieg.

„Aber das ist Unsinn!" sagte er achselzuckend. „General Schauenburg jagt mich diesen langweiligen

Weg nach Thun hinab, die Damen zu geleiten und Monsieur de Castal glaubt, der Bürger Ruti werde es wagen, sich in meiner Nähe blicken zu lassen? Aber so geht es, ich kenne das! Der Eine kommandirt und der Andere befiehlt, wir ahmen diese Schweizer nach, die auch alle zugleich befehlen möchten! Man hat Euch in April geschickt, meine Kameraden! Eh bien, trinken wir eine Flasche Wein und freuen wir uns der Begegnung."

Hätten die französischen Grenadiere dieses junge Mädchen gesehen, welches bleich wie eine Todte an den Platz zurückwankte, wo die Damen ihre Erfrischungen nahmen und welches mit kaltem Schweiß auf der bleichen Stirn mit einer Ohnmacht rang, wie sehr die Mutter und Frau von Wattenwyl sich auch bemühten, sie mit Wein und belebenden Essenzen zu erquicken, — hätten sie Arg gehabt aus dem flüchtigen, sorgenvollen Blick ihres Kameraden dahin, wo dies Mädchen sich befand, sie hätten alles Andere gethan, als sich jetzt zum Trinken niederzusetzen.

„Ihr sprecht den Dialekt des Südens, Kamerad, darf man fragen, wo Ihr daheim seid?" fragte der eine Grenadier, Moritz zutrinkend.

„Aus dem Languedoc, Monsieur, in Nîmes bin ich geboren," gab der Gensdarme zur Auskunft.

„Ach, das ist interessant, da sind wir Landsleute und Kinder einer Stadt!" rief der Andere und wenn ein Funke von Verdacht in einem der Beiden noch geglimmt, so erlosch derselbe jetzt, denn als der Gensdarme aufhorchte, rief der Zuletztsprechende: „Sie müßten nicht ein Kind gewesen sein, Kamerad, wenn Sie den Vater Michelet nicht gekannt hätten, dessen berühmter Sohn ich sein werde, wenn ich General bin!"

Sie lachten ganz heiter alle Drei.

„Ah, der brave Vater Michelet, welcher die besten Confituren, die süßesten Bonbons und die feinsten Chokoladen hatte!" rief Moritz von Ruti, der in der That als Knabe in Nîmes gelebt hatte, um dort in einer Bildungsanstalt erzogen zu werden.

Der Jubel des jungen Michelet, als er so unverhofft einen Menschen traf, der seinen Vater, seine Heimat kannte, war groß. In der größten Intimität leerte man die Flasche Wein, die Moritz befohlen und noch eine zweite und endlich, endlich sah derselbe diese nachgerade sehr peinlich werdende Situation ihrem Ende nahen; die Reisenden mahnten zur Weiterfahrt und der Gensdarme konnte sich erheben, sein Pferd zu holen.

Da stürzten mit lautem Rufen die Kinder

herein in die Stube und mit blitzenden Augen rief Frank:

„Woher haben Sie das Pferd, Gensdarme? Es ist doch das des Vetter Moritz, ich kannte es gleich, und es kennt —"

Und während er sprach wurden die Augen des Knaben starr; ein lebhaftes Staunen, ein Erkennen malte sich in seinen Zügen.

Jetzt war es an Moritz von Ruti seine so fest bewahrte Geistesgegenwart in dieser äußersten Noth zu behaupten, denn ohne Zweifel erkannte ihn der kluge Frank.

Die Grenadiere hatten dies Alles gesehen und hoch aufgerichtet stand der Begleiter des Monsieur Michelet und sah starr und mit rasch gewecktem Argwohn von dem Knaben auf den Gensdarmen.

Er durfte keine Bewegung machen, nicht mit den Wimpern zucken, das fühlte Moritz sehr klar. Als verstehe er das Deutsch der Kinder nicht, so fragend sah er Frank an und indem er mit dem Kopfe nickte, sagte er lachend in französischer Sprache:

„Nun ja, so reitet den Sahib, lauft nur, wir müssen gleich weiter!"

Er hatte genickt, hatte „Sahib" gesagt; Frank glaubte zu verstehen und fragte deutsch weiter.

„Warum sprichst Du französisch, Vetter, ich verstehe Dich ja nicht?"

„Nein, nein, mein Sohn, das kann ich nicht erlauben, nicht Zwei zugleich, und ich werde selbst das Pferd führen," antwortete er wiederum lachend und zu den Grenadieren sich wendend, als ahne er gar nicht den Verdacht des Einen, bat er um Entschuldigung, er habe vorhin den Kindern versprochen, daß sie reiten sollten und nun müsse er Wort halten.

Der so plötzliche Verdacht war damit nicht eingeschläfert, aber der Grenadier wagte nicht gegen einen Gensdarmen einen vielleicht doch übermäßigen Diensteifer zu bekunden. Wenn er sich irrte, wenn er denselben arretirte, wenn er nur einen Anschein von Argwohn äußerte, so wurde er vielleicht lächerlich; falls er einen Kameraden in höherer Charge beleidigte, so gab ihm das eine sehr üble Stellung diesem gegenüber und in einem unbehaglichen Schwanken blieb er ein wenig zurück.

Das Uebermaß ihrer Angst trieb Freude näher zum Hause, sie hatte die Kinder dort verschwinden sehen, was konnten diese anrichten?

„Freude, es ist Vetter Moritz und er hat richtig den Sahib!" schrie Frank ihr entgegen.

Sie sah aus Moritz Ruti's Augen eine furcht-

bare Unruhe leuchten. Der Knabe verrieth ihn, und er durfte mit keiner Silbe ihn zur Ruhe mahnen.

Die Franzosen standen in der Hausflur, sie verstanden kein Wort deutsch und Beide waren aus den niederen Volksklassen, so daß Moritz Ruti schon im Stillen seinen guten Stern gesegnet hatte, welcher ihm Gegner gab, deren natürliche Intelligenz wenigstens nicht von höherer Bildung unterstützt wurde.

„Die Kinder wünschen, Mademoiselle, daß ich sie reiten lasse," erklärte der Gensdarme mit einem dienstlichen Gruße und dabei konnte er mit den Augen winken, sie solle „Nein!" dazu sagen.

„Ich kann das nicht erlauben, Monsieur —" wollte Freude der erhaltenen Weisung folgen, da hatte sich der erste Grenadier erinnert, daß Monsieur de Castal ihm besonders gesagt, „er betet seine Cousine an und wird sie zu sehen wünschen!"

Mit einer raschen Bewegung trat er entschlossen vor.

„Zeigt mir Eure Beglaubigung, mein Kamerad!" trat er an Moritz heran.

„Mit Vergnügen, Kamerad, kommt mit, ich habe die Papiere in der Satteltasche!" raffte sich Moritz von Ruti hoch empor. Jetzt war es vorbei mit dem Entkommen, wenn ihm nicht die Gewalt half.

Er wandte sich nach dem Stalle, dort stand sein Pferd.

Beide Grenadiere blieben an seiner Seite, der Eine rechts, der Andere links, sie faßten ihn nur nicht an, weil er auch jetzt noch dieselbe äußere Sicherheit zur Schau trug, die sie bisher so glücklich getäuscht.

Mit aller Ruhe nahm der Verdächtige wirklich ein Portefeuille aus der Satteltasche, öffnete es und präsentirte dem Anderen ein dienstliches Schreiben mit einem großen Siegel.

Und während die beiden Grenadiere des Lesens nicht sehr kundig, nach der Unterschrift sahen, hatte Moritz mit einem raschen Griff die Zügel gelöst. Ein Zuruf für das Pferd und er saß im Sattel.

Zu gleicher Zeit ertönte aber auch von den Lippen der Franzosen ein Schrei und ein grimmiger Fluch, sie warfen sich auf ihn, ein Pistolenknall erfolgte, wieder ein Schrei, diesmal ein Schmerzensschrei, und Moritz von Ruti auf dem sich wild bäumenden Pferde, aussehend wie ein Kampfesgott, so voll unerbittlicher Entschlossenheit und unerschütterlicher Energie, ritt den zweiten Franzosen über den Haufen, während der Andere verwundet zur Seite taumelte.

„Mein Kompliment an Monsieur de Castal!" schrie er, selbst in diesem Moment nicht des wahren

Feindes vergessend und schon war er aus dem Hofe gesprengt.

Eine rasende Wuth überkam die getäuschten Grenadiere. Trotz der Contusion, die er erhalten, war Michelet, der entzückte Landsmann des Apothekerssohnes aus Nîmes, — dafür hatte Moritz sich ausgegeben, — im Nu zu Pferde und nun begann ein Jagen durch Felder und Triften, welches beide Reiter bald den Blicken der Zuschauer entzog.

Die entsetzten Frauen standen in fassungslosem Schrecken.

„Was war das? Was bedeutete das?" fragten sie Beide und wandten sich mit ihren Fragen wie von selbst an Freude, die mit hochemporgehobenen Händen wie in Verzweiflung dem Fliehenden nachstarrte.

„Es war Moritz!" konnte sie nur leise sagen, als die Mutter sie ungeduldig und erregt zum zweiten Male anrief.

„Moritz!?"

Man erklärte sich.

„Welche Rücksichtslosigkeit, welche wahnsinnige Tollkühnheit!" rief im ersten Augenblick nur an sich denkend, sehr tadelnd Frau von Wattenwyl.

Erst später dachte sie billiger und meinte, die Idee sei doch die richtige gewesen, Moritz wolle

sicher in's Oberland und von dort aus durch Unterwalden nach Schwyz oder weiter zum Schultheiß Steiger, der, wie man flüsterte, nach St. Gallen habe gehen wollen.

Die Wirthsleute hatten nicht sobald gemerkt, wie die Sache stand, als sie sehr viel freundlicher sich zeigten. Man half den Reisenden auf alle Weise und war auch gutwillig bereit, den verwundeten Franzosen, dessen Arm ganz kraftlos und heftig blutend herabhing, zu verbinden und fortzuschaffen.

Freude saß im Wagen und dachte in Todesangst an Moritz, um Tante Ruti's willen, meinte sie bei sich selbst.

Es war ein Weg voll Sorge und Angst für die Reisenden, obgleich es, je mehr man sich Thun näherte, auf den Dörfern ruhiger wurde. Von allen Seiten aber wurden sie befragt, wie es in Bern und mit dem neuen Regiment stehe, und überall sprach sich ein großes Bangen aus vor Excessen wie das Gerücht sie den Leuten zugetragen.

Frau von Wattenwyl war mehrere Stunden früher nach ihrem Schlosse abgebogen und unter dem Schutze einiger Diener, die sie den Bührens ließ, machten diese den Rest des Weges.

Auch in der Stadt war es verhältnißmäßig ruhig bis jetzt geblieben; ein französischer Posten

stand vor dem Rathhause, die unvermeidlichen Kommissäre des französischen Direktoriums wurden erwartet, wie der Wirth, bei dem sie anhielten, berichtete und die städtische Regierung war eben so uneins und zersplittert wie in Bern.

Die Nacht verging ihnen ruhig und neu gestärkt erwachte Freude mit der Zuversicht, Moritz Ruti werde sich zu flüchten gewußt haben.

Zeitig am anderen Morgen bestiegen sie das Schiff, das sie die Aare hinauf und über den See bringen sollte. Es war ein herrlicher Morgen, so sonnig und klar und so voll Frühlingsluft und Blüthenduft, daß auch dem bängsten Herzen wohl werden mußte.

Die Kinder konnten nicht müde werden sich des Spiels der Wellen zu freuen und Mutter und Tochter saßen Hand in Hand am Deck und gaben sich zum ersten Mal seit langer Zeit mit Behagen einem Gefühl der Sicherheit hin. Die frische Seeluft that der Frau von Bühren unbeschreiblich wohl; hätte sie nur nicht immer das eine zu Boden drückende Gefühl mit sich herumtragen müssen, daß sie, eine Bettlerin, zu Tante Armgard, der unbekannten Verwandten ging, von ihr den Lebensunterhalt für sich und die Kinder zu erbitten.

„Sorge Dich nicht so furchtbar, Mütterli, das

Fräule ist alt, gebrechlich und einsam, wir werden ihr nützlich werden können und wenn's ganz schlimm ist, gehen wir zur Tante Ruti zurück, der kann ich zur Hand sein und ihr Vieles abnehmen, sie ist eine engelsgute Frau!" tröstete Freude und sehnte sich heimlich schon wieder zurück nach ihr. „Wo mag der Moritz jetzt sein?"

Das hatte sie schon viele Male laut gesagt und dachte es noch öfter.

Der Schiffer hielt sich sonderbar lange auf, es schien Freude, als kämen sie plötzlich gar nicht von der Stelle. Doch das Ufer war so schön, und in der Ferne kam ein kleines Boot daher, dessen Führer und noch ein Mann im groben Mantel mächtig ruderten; es sah gar zu hübsch aus das Alles.

Das Boot lenkte sichtlich auf das Schiff zu, Freude dachte plötzlich mit großem Entsetzen, daß man sie verfolgen könne. Gott im Himmel, wenn jener Mensch de Castal wäre!

Gleich darauf lachte sie über sich selbst und sah die Thorheit ihrer Furcht ein.

Der Schiffer und der Mann im Kahne riefen sich etwas zu.

„Was will der Mann?" fragte Freude.

„Er will mitfahren!" erwiderte dieser.

„Wer, der Fremde dort? Aber wir haben das

Schiff ja gemiethet!" rief Freude sehr unangenehm berührt.

„Das hat die Dame, freili — aber — ich dacht' — wissen Sie, Fräule, 's ist Einer, dem es besser ist, wenn er den See zwischen sich und seinen Feinden hat, in den Bergen kann er ruhig sitzen, dahin kommen sie ihm nit nach."

„Auch ein Fliehender!" Freude war sofort überzeugt; sie hätte um keinen Preis einem Flüchtigen die Mitreise versagt und in diesem Sinne sprach sich auch die Mutter aus.

Sie redeten noch zusammen, als das Boot, das inzwischen ganz nahe gekommen war, anlangte.

Man rief hin und her, der Kommende sprang an Bord und seinen breitrandigen, groben Basthut abnehmend, stand mit sonnenhellem Antlitz, wie es an Moritz Ruti so selten war, dieser vor der erstaunten Tante und Cousine.

„Moritz! Du!"

Freude war aufgesprungen und neben ihm, seine Hand in der ihrigen.

Er sah zu ihr nieder, denn er überragte sie fast um Kopfeslänge, obgleich sie auch nicht zu den Kleinen ihres Geschlechts gehörte.

Wie war er so stumm, bei dem beredten Ausdruck ihrer freudevollen Ueberraschung! Sie schämte

sich derselben fast, glühend roth wandte sie sich ab und die Sprache seiner Augen und Züge sah sie nicht, denn sie wagte gar nicht, ihn wieder anzublicken.

Er war es, und so mannhaft und sicher trat er auf, wie es ihm vordem nicht eigen gewesen. Frau von Bühren dachte klug, es sei das selbstständige Handeln, das der Vater mit seinem bevormundendem Eifer immer niedergehalten und das jetzt des Moritz gute Eigenschaften rasch zur Entfaltung bringe. Sie hatte Recht. Frau Ursula hatte ihr gar viel über dies Thema erzählt und was sie, die Mutter, gelitten in dem Bewußtsein die Strenge des Vaters, der doch so gut und edel dachte, werde dem Sohne die Kraft brechen. Nun war der Vater nicht mehr über ihm und in der That ein Anderer stand er da.

Er erzählte den beiden Frauen, daß er, der Gegend kundig, den verfolgenden Franzosen bald irre geleitet und dann auf Nebenpfaden das Dorf Scherzingen erreicht habe. Hier kannte er Schiffer genug und die Nacht auf dem See im Boot verbringend, war er jetzt einstweilen so sicher, als sei kein Franzose im ganzen Schweizerland.

Der Herr auf dem nahen Schlosse, ein Bekannter, hatte ihm auf seine Bitte durch den Schiffer

einen Anzug gesandt, die Gensdarmenuniform lag in ein Bündel Segel gewickelt am Boden für spätere Nothfälle und froh und jubelnd fast war sein ganzes Wesen.

Köstliche Seefahrt!

Sie saßen, oder standen auf dem Deck des Schiffes, dessen Segel ein frischer, günstiger Wind blähte, und bald lebhaft plaudernd, bald sich in das Betrachten und Bewundern der reizenden Ufer verlierend, ging ihnen die Zeit wie im Fluge hin.

Moritz Ruti erzählte von seiner Gefangenschaft und seiner Flucht und ließ sich berichten von den Vorgängen im Elternhause während dieser Zeit, denn selbstverständlich hatte er seine Mutter nicht darüber fragen können, die in banger Sorge ihn eilig forttrieb.

Sonderbarer Weise berührte er mit keiner Silbe die Art seiner Verkleidung, nicht ahnend, daß Freude schon Alles wußte; und diese empfand mit Erleichterung und Dankbarkeit das Zartgefühl, das ihm diese Zurückhaltung diktirte und hütete sich wohl, ihn ahnen zu lassen, daß sie Alles wisse. So gab es zwischen ihnen diesen einen Punkt, den sie Beide umgingen. Niemals wurde der Name de Castals genannt, wenn sie denselben irgend wie unausgesprochen lassen konnten, und war dies un-

möglich, so vermieden sie es auf- und sich anzusehen.

Moritz Ruti wußte, denn er hatte gesehen, es war nicht de Castal, den Freude liebte; aber hatte ihr junges Herz überhaupt schon gesprochen, war die Freundlichkeit, die sie ihm gezeigt hatte, auch nicht etwa nur die herzliche Theilnahme der Cousine für den Vetter?

Er mochte nicht darüber grübeln. Nie hatte er sich so von wonnevoller, glückseliger Herzensruhe durchströmt gefühlt wie jetzt, heute, wo er, wie der Welt entrückt, auf dem kleinen Schiffchen sie neben sich hatte und wo kein Laut eines Menschen, noch eines solchen störende Nähe ihm dies erste, bescheidene Glück rauben konnte.

„Aber warum, Moritz, gehst Du in's Oberland, dort wird man Dich zuerst suchen?“ fragte die Mutter.

„Man wird mich suchen, aber nicht finden!“ lachte er heiter. „Dort hinter jenen Wällen von Fels und ewigem Eis giebt es der stillen, tief versteckten Plätze genug, ich werde auf der hohen Alm so sicher sein, wie in den Windungen jener engen, geheimnißvollen und oft schauerlichen Thäler. Aber, bleiben darf ich ja ohnehin nicht; sobald ich Euch Alle geborgen weiß auf dem Wildschlößli, muß ich

weiter. Ich hab' dem Herrn Schultheiß versprochen, in des Vaters Abwesenheit das Haus der Ruti würdig zu vertreten und wenn ich's auch nicht versprochen hätte, ich würde mich dennoch dazu für verbunden halten."

„Du willst uns hingeleiten zur Tante Armgard?" rief Frau von Bühren und ergriff dankbar des Neffen Hand; er hätte ihr nichts Lieberes sagen können, denn die arme Frau sorgte sich in fast krankhaftem Bangen vor dem Moment, wo sie, die Hülfesuchende, sich der Verwandten gegenüber befinden sollte.

„Ich dachte mir, daß es Ihnen vielleicht nützlich sein würde." Da war wieder sein scheues Zurücktreten, er schien fast sich seiner eigenen Liebenswürdigkeit zu schämen.

„Es ist doch besser, wenn Sie beim Landen die Hülfe eines Mannes haben!" meinte er stockend und verlegen.

„O, nicht nur das! Ich bin so froh, daß Du uns zu ihr führen willst, ich habe mich so furchtbar gebangt vor dem Gedanken, sie müsse in uns unwillkommene Gäste sehen, wir sind so Viele und eine so große Last!" sagte Frau von Bühren leise und die so energisch bekämpften Thränen tropften nun doch über ihre Wangen.

„Sagen Sie das nicht, nur das nicht, liebe Tante, Ihre Nähe, ihre Anwesenheit wird auf dem Wildschlößli wie ein Sonnenschein sein, das Fräule ist so arm an Liebe und hat's wahrlich besser verdient; sie hat lebenslang Gutes gestiftet, aber sie hat die rechte Weise wohl nicht und Niemand dankt ihr's sonderlich." Moritz Ruti sagte das mit mehr Wärme, als er bisher für das Fräule gezeigt.

Sie empfanden Beide, Freude und die Mutter, als sei nun Alles viel leichter und besser zu ertragen; sie hatten einen Beschützer, einen Freund, dem sie vertrauten und wie elend hatten sie sich oft auf der Reise durch Deutschland gefühlt, wo sie allein, zwei schwache Frauen, die ganze Bürde der zahllosen Anforderungen des Tages hatten tragen sollen. Die Kinder begannen zu singen, Freude stimmte erst leise, dann muthiger ein und Moritz stand am Mast und horchte mit der ganzen Seele. Ihm war ein fröhliches Kinderleben fremd geblieben; die eigne erste Jugend war keine frohe, des Vaters Raschheit und Strenge hatte das schüchterne, weiche Kindergemüth von vorn herein in banger Scheu sich verschließen lassen und das erste bewußte Empfinden des Knaben galt dem tiefen Schmerz über die Unmöglichkeit dem heißgeliebten Vater auszusprechen, daß er ja so gern Alles thun wolle seine Zufrieden-

heit zu erringen, daß er ihn gewiß ebenso liebe, wie der stürmische, zärtliche Friedli, der mit seiner Schönheit und seinem jedem Eindruck zugänglichen Wesen sich die Liebe Aller rasch gewann, um sie rücksichtslos zu verletzen und aufzugeben und mit Schmeichelei wieder zu erbetteln, je nachdem es dem schlauen Knaben gerade paßte.

Dann später, hatte er auch niemals Zeit und Gelegenheit gefunden Kinderspiele und Kinderfrohsinn kennen zu lernen; erst jetzt fand er dieselbe und sie versetzte ihn zurück in die eigne Kinderzeit. Aber was ihn früher oft mit heimlicher Bitterkeit erfüllt, das that ihm heute nicht mehr weh; er fühlte sich mit stillem Staunen ganz unfähig etwas Anderes zu empfinden, als Glück, Wonne und selige Herzensruhe.

Seine Blicke schweiften zu ihr hinüber. Da stand sie und band der kleinen Susanne den Hut wieder fest; sie hatte sich ein wenig gebückt, die reizenden, kindlich zarten und doch so schön entwickelten Formen wären für einen Bildhauer ein Gegenstand des Entzückens gewesen, wie sie es für das Auge des Liebhabers waren. Achtlos hatte sie die langen, blonden Locken zurückgeworfen und des lebhaften Windes wegen im Nacken mit einem Band zusammengefaßt, das frische Gesundheit strahlende

Gesichtchen, die edle Biegung des blendendweißen Halses, ach, Alles das war nur zu geeignet, ihn mit Wonne und Liebe zu erfüllen.

Sie richtete sich auf. Ihre Augen trafen die seinigen und der Ausdruck derselben mußte wohl so sprechend sein, daß sie trotz der Mühe, die sie sich gab, ihre Bewegung zu verbergen, glühend roth wurde. Und dies Erröthen war wieder neues Entzücken für ihn! Der Schiffer schien Verständniß für des Jungherrn von Ruti Empfindungen zu haben, er lächelte ihn beifällig und zustimmend an und fragte in der treuherzigen Art dieser Leute zutraulich: „Ist's die Rechte, Jungherr?" Die Beiden kannten sich gar wohl, waren doch die Ruti's alljährlich oft und oft hin und her gereist von Bern nach dem Oberland und hatte doch schon des Ruti Vater immer mit Vorliebe des Gottlieb Urner großes Segelschiff benutzt. Jetzt war der jüngere Gottlieb der Herr desselben und als Moritz Ruti verlegen und erschrocken zusammenfuhr und nicht wußte was gleich antworten, da lachte der Schiffer ganz ungenirt und sagte: „Nun, Jungherr, ich könnt's Euch schon gönnen, die Mademoiselle würd' gar schön aussehen, als die Frau vom gnädigen Herrn! Aber freili', wer mag heut zu Tag an Freien und Hochzeit denken?"

Der Mann hatte Recht. Moritz Ruti raffte sich auf aus den süßen Träumen und stand wieder strack und energisch da. Freilich war keine Zeit an Liebe und Liebesglück zu denken! Es gab ernste Männer-

arbeit, die vielleicht auch das Leben als Einsatz forderte, die erst gethan sein mußte, ehe man daran denken konnte für sich selbst leben zu wollen. Dann, wenn die Schweiz wieder frei war, wenn die gesellschaftlichen Zustände wieder Sicherheit boten, dann — Aber würde Freude ihn lieben? Ach, er hoffte es, weil er es wünschte, aber was war er denn, daß er hoffen durfte die Liebe des jungen Mädchens zu erringen? Das ganze Gewicht der angeborenen Scheu und der daraus resultirenden Unbeholfenheit, die er sich in seiner Einbildung viel größer vorstellte, als sie jemals zu Tage trat, kam wieder über ihn. Freude hatte in ihrer glühenden Verlegenheit weggesehen auf See und Gestade, sie verstand nicht, was der Schiffer halblaut sagte und achtete auch nicht sehr darauf, aber ihre Blicke wurden nach und nach wieder gefesselt durch das wundervolle Bild, das mehr und mehr sich vor ihr aufthat.

Die Blümli's Alp mit ihrem breiten Plateau und den vielen Spitzen, alle tief in Schnee und Eis gehüllt, hatten sie längst vor sich gehabt, jetzt theilten sich die Wolken, welche den Horizont beschränkten, und durch die zerissenen Schleier sahen auf Momente in ihrer vollen Majestät die Jungfrau, der weiße Mönch, der Eiger, während der herrliche Niesen, dicht am See sich erhebend, den Vorposten für die zahllosen Gipfel des sich vor ihnen aufthuenden Oberlandes bildete.

„Wie schön!" rief sie entzückt und wandte sich schon alle Verlegenheit vergessend zurück zu Moritz,

um ihn die Namen dieser herrlichen Berge zu fragen. Da stand er und schaute so finster und so tief ernst vor sich hin, daß sie erschrak vor dem jähen Wechsel seiner Züge und stockend nicht wagte, ihn aus seinen Gedanken aufzustören. Aber er hatte es gesehen, daß sie nach ihm schaute; was konnte er dafür, daß es wie ein flüchtiger Sonnenstrahl dennoch über sein Gesicht glitt. Ach, er fühlte mit einer an Schrecken grenzenden Ueberraschung, daß Freude's Lächeln ihn zum glücklichsten Menschen, daß ihre Gleichgültigkeit ihn elend machen könne. Und neben sie tretend, sagte er, sich zwingend zu einer Ruhe, die er weit entfernt war zu fühlen. „Ja, es ist ein schönes, herrliches Land, Du mußt es nur erst kennen lernen in seiner überwältigenden Pracht! Zu Fuß muß man es durchwandern, seine Berge erklimmen und bis zum ewigen Schnee hinauf seine hehre Schönheit schauen, dann erst weiß man es zu würdigen, dann erst lernt man es lieben von ganzem Herzen und ganzem Gemüthe!" Er sprach mit einer Wärme und Lebhaftigkeit, die wiederum in seltenem Kontrast stand zu dem finsteren Ausdruck der Züge.

Sie verstand seine Begeisterung, lag ja doch vor ihr ein Landschaftsbild von so unbeschreiblicher Schönheit! Aber sie begriff nicht, was ihn so verstimmen könne und sehnte sich ihn wieder froh und lächelnd zu sehen. Plaudernd, fragend hielt sie ihn neben sich fest. Das kluge, junge Kind fühlte schon seine Macht über ihn und er gab sich dieser geheimnißvollen Zaubermacht so willig hin.

Sie saßen zuletzt schweigend beisammen, die Mutter ruhte und auch die Kinder lagen auf Mäntel und Decken gebettet um sie herum in festem Schlaf.

„Ich liebe Dich, Freude!" sprach es in Moritz Ruti's Herzen laut und lauter; aber nicht um alle Schätze der Welt hätte er dies Wort über seine Lippen bringen können. Nicht, weil er der Pflicht gegen das Vaterland gedachte, ach, er wollte stehen wie ein Mann, das war ja so selbstverständlich, daß es weiter keines Gedankens bedurfte, aber, wo alle Pulse das eine beseligende Wort zum Herzen jagten, wo es sein ganzes Wesen durchströmte und mit seiner Allgewalt aus den Angeln hob, da schlossen sich die scheuen Lippen, da weigerte sich die Zunge es auszusprechen und Moritz von Ruti fragte sich, zornig auf sich selbst, wo er den Muth finden werde, ihr zu sagen, was ihn erfüllte: „Ich liebe Dich, Freude!"

Sie landeten bei Unterseen.

Wo jetzt die großen Hotels von Interlaken in langer Reihe dem reisenden Publikum den höchsten Komfort und die größte Eleganz bieten, lagen damals nur einzelne kleine Häuser, um das ehemalige Kloster geschart, das, schon seit Jahrhunderten aufgehoben, jetzt den Amtssitz bildete. Unterseen war der größere Ort, während Interlaken der vornehmere Theil der beiden unmittelbar aneinander grenzenden Dörfer war. Der Himmel hatte sich plötzlich bezogen, der Horizont verengerte und die Wolken senkten sich

rasch; ein strömender Regen fiel und Moritz Ruti führte seine Schützlinge in das kleine Wirthshaus am Strande.

„Bleibt hier, bis der Wagen bespannt ist, den ich Euch miethe," bat er, „ich reite voran, der Tante Armgard Eure Ankunft zu melden, denn besser ist's, man sieht mich hier nicht zu viel."

Er war so gut und so umsichtig für sie Alle. Frau von Bühren empfand seine Sorge um sie mit einem beinah begeisterten Dankgefühl. Jetzt erst gab sie dem tiefen inneren Elend, das sie selbst gegen Freude nicht ausgesprochen, dem sie in ihrem Inneren kaum heimlich Worte verliehen, Ausdruck und auch jetzt nur vorsichtig. Ihrem Scharfblick entging nicht, daß Moritz an Freude ein tieferes Interesse nehme, daß er um Freude's willen sich der Gefahr aussetzte, die Verfolger auf seine Spur zu locken; ob aber Freude diese Gefühle in gleichem Maße erwiderte, war ihr nicht recht klar. Das innere Gleichgewicht der Tochter schien keine wesentliche Störung zu erleiden. Voll Dank und Wärme sprach Freude von dem Vetter, aber als sie einem heimlich forschenden Blick der Mutter begegnete, lachte sie fröhlich und scherzte über den mürrischen, steifen Menschen, der sich immer selbst um Verzeihung bitte, wenn er einmal lache! O Freude, Du Heuchlerin!

(Ende des ersten Bandes.)

Berliner Buchdruckerei=Actien=Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette=Vereins.